Nr. 34 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 10. Februar 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 2. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Auftakt zur Sachverständigenkonferenz

Die Delegierten in Paris eingetroffen — Die amerikanische Delegation zählt 37 Personen — Vorbereitende Beratungen — Zusammenkunft am 11. Februar

Paris. Die deutschen Sachverständigen für die Reparationsverhandlungen, Reichsbankpräsident Dr. Schacht, Dr. Vögler, Dr. Melchior und Geheimrat Kastl, sind heute nachmittag in Paris eingetroffen. Sie wurden vom Vorsitzenden der Kriegslastenkommission, Ministerialrat Dr. Ruppel, empfangen. Namens des deutschen Botschafters v. Hösch begrüßte sie Gesandtschaftsrat Dr. Rießer. Mit dem gleichen Zuge sind auch die übrigen Mitglieder der deutschen Delegation eingetroffen sowie der japanische Delegierte Aoki, der sich einige Tage in Berlin aufgehalten hat.

Sir Josias Stamp, der erste englische Delegierte für den Sachverständigenausschuß zur Regelung des Reparationsproblems, ist am Vormittag in Paris eingetroffen. In Cherbourg sind mit dem Dampfer „Aquitania“ die amerikanischen Ausschußmitglieder Owen Young, Morgan, Smith und Lamont eingetroffen. Die amerikanische Delegation besteht im ganzen aus 37 Personen. Die sind bereits in Paris eingetroffen.

Auch die Preußenverhandlungen gescheitert

Die Deutsche Volkspartei besteht auf zwei Ministerposten — Keine Zugeständnisse im Zentrum

Berlin. Im preußischen Landtag hat am Freitag unter der Leitung des Ministerpräsidenten Braun eine Aussprache zwischen den Vertretern der Regierungsparteien und den Vertretern der Dt. Volkspartei stattgefunden. Durch die Aussprache sind die Verhandlungen um die Erweiterung der Regierung in Preußen sachlich nicht weiter gekommen. Sowohl von Zentrumsseite wie auch von der Sozialdemokratie wurde mit Nachdruck erklärt, daß eine Verkoppelung der Regierungserweiterung in Preußen mit der Regierungsumbildung im Reiche unter keinen Umständen wiederholt werden dürfe. Von allen Seiten einschl. der Sozialdemokratie wurde jedoch betont, daß sie nach wie vor grundsätzlich die Herstellung der Großen Koalition als erforderlich betrachten. Von dem Sprecher des Zentrums wurde erklärt, daß die preußische Zentrumsfraktion auf den ausdrücklichen Wunsch des Parteivorsitzenden Kaas bereit gewesen war, auf einen Ministersitz zugunsten der Deutschen Volkspartei zu verzichten. Durch den Mißerfolg der Verhandlungen im Reich sei aber für die Zentrumsfraktion des preußischen Landtages eine neue Lage geschaffen. Infolgedessen sei das Angebot an die Deutsche Volkspartei, einen Sitz an sie abzutreten, für das Zentrum hinfällig geworden. Die Sozialdemokraten ließen erklären, daß sie im Falle eines Freiwerdens eines der drei bisher vom Zentrum besetzten Ministerien Anspruch auf vier Ministerien erheben müßten. Die Deutsche Volkspartei ließ erklären, daß sie ihre Ansprüche auf zwei Ministerien aufrecht erhalten müsse. Durch die Verhandlungen klang aber doch der Wunsch durch, daß man trotz der vorhandenen Gegensätze schließlich doch noch zu einer Verständigung kommen werde und daß die aufgestellten Forderungen schließlich nicht das letzte Wort darstellten. Die Verhandlungen sollen demnächst fortgesetzt werden, der Zeitpunkt ist jedoch noch nicht festgesetzt.

Der polnische Gegenantrag in Genf?

Um die Ausdehnung des Minderheitsschutzes auf alle Staaten — Soll die Lösung verhindert werden?

Genf. In der am Freitag stattgefundenen Unterredung mit dem Generalsekretär des Völkerbundes sollte der polnische ständige Vertreter beim Völkerbund, Sokal, wie verlautet, außer der Kenntnisgabe der in London und Paris übergebenen Noten der polnischen Regierung in der Minderheitenfrage gleichzeitig den angekündigten polnischen Antrag übermittelt haben, auf die Tagesordnung des Völkerbundsrates im März die Frage einer Ausdehnung der in den Minderheitenverträgen geschaffenen Schutzbestimmungen auf sämtliche Mitgliedsstaaten des Völkerbundes zu setzen.

Vom Völkerbundssekretariat ist bisher entgegen dem Brauch der neue polnische Antrag als Zusatz zur Tagesordnung noch nicht bekanntgegeben worden. Maßgebend für die Haltung des Völkerbundssekretariats dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach die Rücksichtnahme auf gewisse andere Regierungen bilden, denen gerade im gegenwärtigen Augenblick der polnische Antrag keineswegs gelegen gekommen ist. Man will im Sekretariat augenscheinlich den endgültigen Abschluß der Elsaß-Aussprache in der französischen Kammer abwarten, ehe die Aufrollung der Frage der Annahme der Minderheitenschutzbestimmungen durch alle Regierungen der Oeffentlichkeit bekannt gegeben wird.

Die Stimmung in Genf

Genf. Am späten Freitag abend wird von seiten des Völkerbundssekretariats zu der Unterredung zwischen dem Generalsekretär des Völkerbundes und dem polnischen Vertreter nichts weiter mitgeteilt, als daß die Unterredung einen persönlichen Charakter getragen habe, und daß die Tagesordnung der Märztagung des Völkerbundsrates unverändert geblieben sei. Es besteht in unterrichteten Kreisen bereits seit geraumer Zeit der Eindruck, daß die polnische Regierung im stillen sowohl bei den Regierungen der Staaten als auch beim Völkerbund gegen den deutschen Minderheitenantrag eine Gegenaktion betreibt. Deutschland als Mitglied des Völkerbundes und ständiges Ratsmitglied ist vollberechtigt, Mitteilung über das Vorgehen anderer Mächte zu einem vorliegenden deutschen Antrag zu erhalten. Es verstärkt sich von neuem der Eindruck, daß die polnische Regierung, wie in London angekündigt, zunächst einen eigenen Antrag zur Minderheitenfrage eingebracht hat, der die Ausdehnung der Minderheitenschutzbestimmungen auf alle Mitgliedsstaaten des Völkerbundes vorsah. Ob der polnische Antrag auch heute noch nach den letzten Verhandlungen zwischen den polnischen Delegierten und dem Generalsekretär des Völkerbundes besteht, muß allerdings in Zweifel gestellt werden, da das polnische Vorgehen ohne Zweifel bei den Ententestaaten, insbesondere bei Frankreich und Italien, auf starken Widerstand gestoßen ist. Es würde somit nicht ausgeschlossen erscheinen, daß die polnische Regierung veranlaßt worden sei, ihren formellen Antrag zurückzuziehen, um ihren Standpunkt während der kommenden Verhandlungen im Völkerbundsrat zum Ausdruck zu bringen.



Aegyptens neuer Gesandter in Berlin ist Hassan Nachat Pascha, der in diesen Tagen seinen Posten übernimmt.

Die Koalitionskrise im Reich

Durch das Ausscheiden des Zentrums-Horchpostens in der Reichsregierung ist eine latente Koalitionskrise entstanden, die bei passender Gelegenheit zum Sturz des Kabinetts Müller-Franken führen kann. Und daß es den neuen Führern im Zentrum, Kaas-Stegerwald darauf ankommt, hat ihre Presse deutlich zum Ausdruck gebracht, ohne zu betonen, daß das Zentrum selbst in Opposition übergehen will. Als nach den Maiwahlen vorigen Jahres dem Zentrum drei Minister in der Reichskoalition angeboten wurden, hat man diese abgelehnt und nur einen Horchposten in der Regierung belassen, um sich eine Entscheidung für später vorzubehalten. Schon im Herbst wollte man eine erweiterte Koalition, die indessen durch das Verhalten des Zentrums nicht zustande kam, vor allem deshalb nicht, weil es das Preußenzentrum nicht zulassen wollte, daß die Deutsche Volkspartei in die Große Koalition im Preußenkabinett einbezogen wird. Inzwischen ist nicht nur nach den Wahlen, sondern nach dem Parteitag im Zentrum ein Riß entstanden, den die neuen Führer nur mühsam zu verkleistern vermögen. Einer der Zentrumsführer, der Prälat Kaas, verspürt den Ehrgeiz, das Erbe Stresemanns zu übernehmen und Herr Stegerwald hat die Führung der Gewerkschaften nur aufgegeben, um bei passender Gelegenheit in irgend ein Ministerium hineinzurutschen. Was kümmert auch das Zentrum die Lage im Reich, die schwierige Situation der Reichsregierung, höher wie das ganze Land stehen ihr einige Ministerposten, die sie für einige ihrer Oberbonzen beansprucht. Und darum die Krise, der Versuch auf Umwegen, das Kabinett zu Fall zu bringen.

Die Gier des Zentrums nach Ministerposten ist nie zu befriedigen, aber während man im Reich für sich zwei neue Ministerposten fordert, will man in Preußen auf keinen Fall auf einen Minister zugunsten der Deutschen Volkspartei verzichten. Die Krise, die jetzt durch das Zentrum hervorgerufen wurde, ist ein Verbrechen am ganzen Volk und wenn wir uns auch an einer Koalition der Sozialdemokraten mit den bürgerlichen Parteien nicht begeistern können, so halten wir doch den Standpunkt der Reichstagsfraktion für richtig, wenn sie erklärt, daß für die Sozialdemokraten keine Ursache besteht, ihre Ministerkollegen zum Rücktritt zu bewegen. Es mag dem Zentrum bewiesen werden, daß es sich selbst aus der Regierung hinausmanövriert hat, in dem Glauben, daß es unersetzlich ist. Allerdings befindet sich die Reichsregierung in keiner beneidenswerten Lage, denn sie ist ganz dem Zentrum ausgeliefert und wird von seiner Gnade vegetieren. Das ist Allen klar, die die augenblickliche Situation im Reich kennen. Der Reichsetat steht zur Beratung und die Hilferdingschen Steuerpläne sind weder vom Zentrum noch von den Demokraten zu schlucken, hier kann das Zentrum in offener Feldschlacht jederzeit das Kabinett zu Fall bringen. Wer aber glaubt, daß das Zentrum dann in eine Bürgerkoalition eintreten wird, also die Experimente des ehemaligen Reichskanzlers Marx wiederholt, der irrt, man träumt von einer Koalition mit denselben Sozialdemokraten, die man zu Fall gebracht hat. Darin liegt eben das Verbrechen, daß man willkürlich eine Krise schafft, um die Ministergier der Zentrumspartei zu befriedigen.

Als kluge Taktiker haben sich die Herren Dr. Kaas und Stegerwald nicht erwiesen, im Gegenteil, den Zentrumswählern gezeigt, daß ihnen die Reichssache nebensächlich ist, hingegen einige Ministerposten alles ist. Und niemand glaubt im Ernst, daß es der Sozialdemokratie einfallen wird, dem Zentrumsprälaten Dr. Kaas je das Außenministerium anzuvertrauen. Aber der Appetit des Zentrums geht viel weiter, man will einige Außenposten mit den Getreuen, so zum Beispiel in Ostoberschlesien besetzen und geht scharf vor, um dieses Ziel zu erreichen. Es dürfte doch noch in Erinnerung sein, welchen Vorstoß damals der Prälat Schneider am Bezirksparteitag des Zentrums unternahm und katholische Besetzungen der Posten in Posen, Kattowitz und Thorn verlangte, die hiesigen Katholiken hüllten sich in Schweigen und doch ist bekannt, daß ihr ganzes Streben darnach geht, einen sich völlig unfähig erwiesenen radikalen Zentrumsmann auf einen Posten in Oberschlesien zu bringen. Aber uns interessiert ja die Sache an sich nicht, wir sind ja dies von den Zentrumshechten nicht anders gewöhnt; hinter der Maske auf Posten für ihre Bonzen versteckt sich die Miene der Sorgen um das Land. Und wir sind überzeugt davon, daß das Spiel noch nicht aus ist, daß die Schwarzkünstler im Reich jeden Versuch wagen, um doch ihr Ziel zu erreichen, aber die Suppe soll ihnen diesmal gründ-

lich verdorben werden. Uns kümmert es herzlich wenig, wer Außenposten besetzt, aber vom Standpunkte der Reichssozialdemokraten muß gefordert werden, daß die Posten mit Personen besetzt werden, die auch die dazu erforderlichen Qualitäten mitbringen. Das wird man von einem gewissen katholischen Vertreter in einem sehr verantwortungsvollen Posten in Ostoberschlesien kaum behaupten können und ihm einen noch verantwortungsvolleren Posten anzuvertrauen, wäre geradezu ein Verbrechen am Deutschtum im Auslande.

Wir wiederholen, daß uns als Auslandsdeutsche und als Sozialisten die Koalition unserer großen Bruderpartei im Reich mit Bürgerlichen sehr unsympathisch ist. Wir erinnern nur an bestimmte Vorgänge, die sich abgespielt haben, wofür die Sozialdemokraten die Verantwortung tragen müssen, obgleich dies gar nicht in der Linie der Parteipolitik liegt, z. B. Panzerkreuzer und Groenerdenkschrift, die auf die Sozialistenminister zurückfallen und der Sache des Sozialismus in der Welt bestimmt nicht förderlich sind. Aber wir wissen recht wohl die Lage unserer Bruderpartei zu begreifen, die leider nicht Parteipolitik allein, sondern Reichspolitik treiben muß und im Interesse des Landes manche Verantwortung auf sich ladet, die sie ablehnen möchte, wenn sie außerhalb der Regierungskoalition stände. Deutschland steht am Ausgang einer gewaltigen Lösung, der Reparationsfrage, der Rheinlandräumung und schließlich auch im Kampf um die Lösung der Minderheitenfrage. Nur eine Regierung auf breitester Basis, getragen von dem Gesamtwillen des ganzen Volkes, hat Aussicht auf Erfolg. Da kommt das Zentrum und treibt in eine Krise hinein, weil seine Wünsche, ultimativ gestellt, nicht befriedigt wurden. Aus der angenehmen Lage im Reichstag macht es eine Prestigefrage, die indessen durchkreuzt wurde, daß zum Gefallen des Zentrums das Reichskabinett mit Zustimmung des Reichspräsidenten erklärte, daß es auch ohne Zentrumsminister die Arbeiten fortzuführen gewillt ist.

Die Krise im Reich erfordert eine baldige Lösung. Niemand wird erwarten, daß die Sozialdemokraten jetzt gekränkt dem Zentrum zuliebe die Posten verlassen und einem Bürgerblock das Feld überläßt. Aber ohne Zentrum geht es nicht, und darum tat der Reichskanzler Recht, wenn er offen erklärte, daß er zu weiteren Verhandlungen bereit ist, das Kabinett umzugestalten und daß auch zu gegebener Zeit das Zentrum seine drei Minister haben soll. Man sagt ja auch hinter den Kulissen, daß der ausgeschiedene Zentrumsminister von Guerard den heutigen Führern Stegerwald-Kaas verhaßt war und aus diesem Grunde das Feld räumen mußte. Aber als klug haben sich die neuen Führer nicht erwiesen, im Gegenteil, sie haben in aller Form die Politik des Zentrums bloßgestellt, wie nur irgend möglich war. Der preußische Ministerpräsident, Genosse Braun, hat indessen bewiesen, daß Preußen unbekümmert der Vorgänge im Reich bereit ist, die Preußenkoalition zu erweitern und die Deutsche Volkspartei in die „Große Koalition" einzubeziehen. Man kann gespannt sein, ob hier das Zentrum nachgeben wird, da es auf einen Ministerposten in Preußen verzichten muß. Vielleicht wird man über die Umbildung des Kabinetts in Preußen schließlich zur Koalitionserweiterung im Reich kommen. Besser wäre es schon, eine Plattform zu schaffen, wo man das Zentrum beiseite schieben könnte, aber dies wäre nur durch Neuwahlen zu erreichen und zu diesen hat zunächst niemand Lust. Wenn aber das Zentrum jeden Einflusses auf die Geschicke des Reichs beraubt ist, so hat es dies ausschließlich seinen Führern Stegerwald-Kaas zu verdanken. Ob sie nun nach der erlittenen Niederlage noch für sich Ministerposten erheischen wollen, ist schwerlich anzunehmen. Aber ohne Maske hat man gezeigt, was Zentrumspolitik ist: Jagd nach Ministerposten! —ll.

Der Warschauer Straßenverkehr durch Kabelbrand stillgelegt

Warschau. Ein Kabelbrand führte am Freitag früh zur völligen Stillegung des Straßenbahnverkehrs in der ganzen Stadt. Der Ausfall der Straßenbahnen brachte für ganz Warschau eine ernstliche Stockung des allgemeinen Geschäfts- und Bürobetriebes. Der Verkehr dürfte am Sonnabend wieder aufgenommen werden.



Die Schönste in Europa

Bei einem internationalen Schönheits-Wettbewerb in Paris ist unter 17 Bewerberinnen die 19jährige Ungarin Elisabeth Simon für die schönste Frau in Europa erklärt worden. In der Jury waren alle 17 beteiligten Länder mit je einem Künstler vertreten. — Fräulein Elisabeth Simon.

Poincarees Kammersieg

Die Regierungspolitik im Elsaß gebilligt

Paris. Die Aussprache über die elsässische Frage in der Kammer hat am Freitag abend ihren Abschluß gefunden. Mit 465 gegen 10 Stimmen bei Stimmenthaltung der Sozialisten nahm das Haus den regierungsfreundlichen Antrag des Abgeordneten Thomson von der radikalen Linken an, der folgenden Wortlaut hat:

„Im Vertrauen auf die treue Anhänglichkeit der elsässischen und lothringischen Bevölkerung zum einigen und unteilbaren Frankreich geht die Kammer unter Ablehnung jedes Zusatzes zur Tagesordnung über".

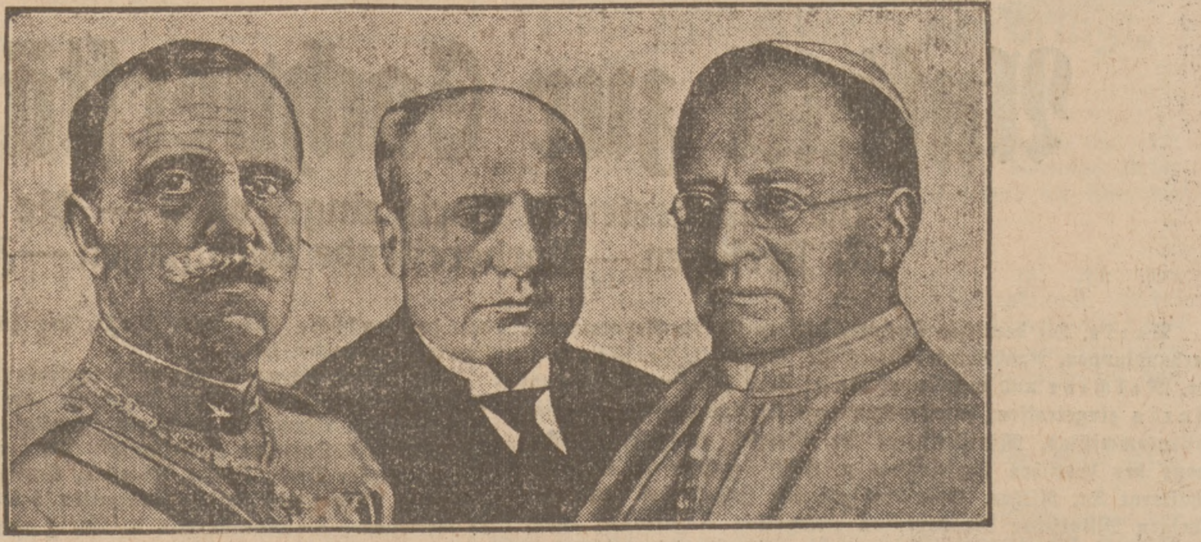
Zuvor war der sozialistische Antrag, der die Schaffung eines elsaß-lothringischen Parlaments sowie jeder Ausnahmegesetzgebung zurückweist die Notwendigkeit einer Verwaltungsreform, einer Steuerreform sowie das Zweisprachensystem unterstreicht und schließlich die Einführung der Laiengesetzgebung fordert, mit 3[illegible] gegen 256 Stimmen abgelehnt worden.

Ein weiterer Antrag des autonomistischen Abgeordneten Walther in dem die Regierung aufgefordert wird, jede Vergeltungs- und Machtpolitik aufzugeben, die begangenen Fehler und Ungerechtigkeiten gutzumachen, den politischen Verurteilten Amnestie zu gewähren und eine allgemeine Verwaltungsreform durchzuführen, war durch die Annahme des Antrages der radikalen Linken erledigt.

Nach der Abstimmung vertagte sich die Kammer auf Donnerstag.

Versöhnung zwischen Quirinal und Vatikan

Das große Ereignis einer Versöhnung zwischen dem Papst und dem italienischen Königshaus und damit das Ende eines fast 60jährigen Zwistes ist durch die Mitteilung an die ausländischen Vertreter beim Heiligen Stuhl offiziell bekanntgegeben worden.



König Viktor Emanuel III. — Ministerpräsident Mussolini, der bei dem Versöhnungswerk der Vermittler war — Papst Pius XI.

Die Zeppelinversuche geglückt

Weitere Versuchsfahrten vor der Drei-Erdteilfahrt

Friedrichshafen. Das Luftschiff „Graf Zeppelin" ist nach 2½stündiger Fahrt nach Ravensburg und im engen Umkreis von Friedrichshafen um 16.38 glatt gelandet. Die heutige Fahrt erfolgte in einer Höhe bis zu 400 Meter über dem Bodensee und 800 Meter über dem Meeresspiegel. Um 5 Uhr lag das Luftschiff bereits wieder in der Halle. Der neue Kurzwellensender ist auf 7 oder 8 Wellen im Bereich zwischen 20 und 80 Meter Wellenlängen abgestimmt. Eine Reihe von Wellen soll auf einer späteren Fahrt ausprobiert werden. Ueber die erzielte Reichweite liegen im Augenblick noch keine Ergebnisse vor, da eine Verbindung mit irgendwelchen Bodenstationen wegen der Kürze der Fahrzeit nicht aufgenommen werden konnte. Aus demselben Grunde konnte auch nicht festgestellt werden, ob das ungestörte Nebeneinanderarbeiten der Kurz- und Langwellenapparatur möglich ist. Der Leiter der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, Dr. Sewald, nahm während der Fahrt Festigkeitsprüfungen vor. Es wurden diesmal nicht nur die Dehnungen des Luftschiffes in horizontaler Fahrt, sondern die Biegungen im vertikalen Auf- und Abstieg untersucht. Vor der Drei-Erdteil-Fahrt werden noch ein oder zwei Versuchsfahrten stattfinden, vorausgesetzt, daß das Wetter günstig bleibt.

Haushaltsaussprache im Sejm

Warschau. Der Sejm hat am Freitag nachmittag die Aussprache über den Etat der einzelnen Ministerien in zweiter Lesung beendet und ist zur zweiten Abstimmung über den Haushaltsplan übergegangen. Die Abstimmung in der zweiten Lesung dürfte am Sonnabend beendet werden. Nach kurzer Aussprache wurde der Bericht über den Haushalt des Außenministeriums ohne Aussprache angenommen.

Um den Osteuropapakt

Estland schlägt den 11. Februar vor.

Reval. Wie die Blätter melden, hat der estländische Außenminister dem russischen Gesandten am Freitag Nachmittag vorgeschlagen, die Unterzeichnung des Litwinow-Protokolls auf den 11. Februar zu verschieben, damit auch Lettland an der Unterzeichnung teilnehmen könne.

Vor Beilegung der Unruhen in Bombay?

London. Nach den letzten aus Bombay vorliegenden Meldungen ist es in der vergangenen Nacht und in den frühen Morgenstunden des Freitag zu neuen Unruhen gekommen, in deren Verlauf wieder mehrere Personen getötet und verletzt wurden, so daß die Gesamtzahl der Toten jetzt 87, die der Schwerverwundeten 620 und die der Leichtverletzten 800 beträgt. Es sind sechs neue Morde zu verzeichnen gewesen. Neue Truppenverstärkungen sind unterwegs. Eine größere Anzahl von Moslems zerstörte einen Hindutempel. Durch rasches Eingreifen des Militärs wurde größeres Unheil vermieden. Panzerwagen durchziehen in regelmäßigen Abständen die Straßen. Der Bürgermeister von Bombay hat im Namen der Regierung einen Aufruf erlassen, indem die zeitweilige Schließung aller Spirituosengeschäfte angekündigt wird. Das Tragen von Stöcken und anderen, als Waffen zu benutzenden Gegenstände, ist verboten. Menschenansammlungen sind untersagt.

Am Freitag Nachmittag durchzogen mehrere große Friedensprozessionen die Straßen mit Fahnen, deren Aufschriften die Herstellung eines Einvernehmens zwischen Hindus und Moslems feststellen. Ob die Unruhen damit tatsächlich ihr Ende erreicht haben, muß noch abgewartet werden.

Kommunistenzusammenstöße in Athen

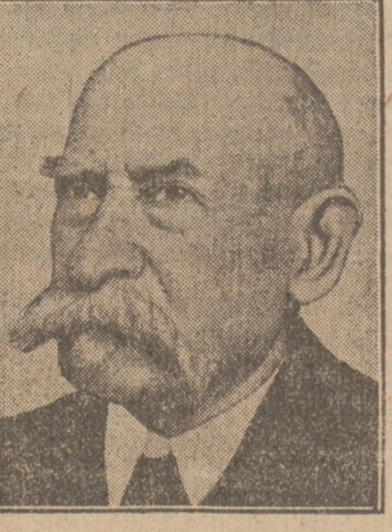
London. Auf der Tagung der kommunistischen Partei Griechenlands, die in den letzten drei Tagen in einem Theater im Zentrum von Athen tagte, kam es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen den einzelnen Vertretern. Die, die innerhalb des Gebäudes aneinandergeraten waren, verließen das Theater. Auf der Straße kam es sodann nochmals zu einem Zusammenstoß, in dessen Verlauf alle Sorten von Waffen benutzt wurden. 17 Personen wurden verletzt, einschließlich einiger vorbeigehender Personen. Die Rädelsführer wurden verhaftet.

Keine Einschränkung des britischen Flottenbauprogramms

London. Der erste Lord der Admiralität, Lord Bridgeman, bestätigte in schriftlicher Beantwortung einer Anfrage im Unterhaus, daß die Admiralität nicht wie verschiedentlich behauptet worden sei, die Absicht habe, an ihrem Bauprogramm für 1929 irgendwelche Abstriche zu machen. Die Aufträge für die Durchführung des Programms werden demnächst vergeben werden. Auch in den Voranschlägen für das nächste Jahr werde, wie der parlamentarische Korrespondent der „Times" bestätigt, kein Abstrich erfolgen, der irgendwie ins Gewicht falle.

Bombenanschlag auf das italienische Konsulat in Tunis

Mailand. Die Abendblätter vom Freitag melden, daß gegen das italienische Konsulat in Tunis ein Bombenanschlag verübt worden sei. Menschen seien nicht zu Schaden gekommen. Von dem Täter fehlt jede Spur.



Otto Wenzel †

Dr. h. c. Otto Wenzel, der frühere langjährige Direktor der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie Deutschlands, Mitbegründer und Ehrenmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Presse, einer der Senioren des Vereins „Berliner Presse", ist am 7. Februar im Alter von 88 Jahren einem Schlaganfall erlegen.

Polnisch-Schlesien

Einschränkung des Eisenbahnverkehrs

Eine unverständliche Maßnahme. — Was steckt dahinter?

Mit dem Einsetzen des starken Frostes setzte bei uns in Polnisch-Oberschlesien ein heilloses Durcheinander im Eisenbahnverkehr ein. Der Frost war daran schuld, ließ die Eisenbahndirektion verlauten. Man glaubt gerne, daß sich der Eisenbahnverkehr nicht korrekt durchführen ließ, überhaupt was die Fernzüge anbetrifft. Aber unverständlich bleibt es trotzdem, daß im Industriebezirk so ein katastrophales Durcheinander einsetzte, das beispiellos dasteht. Auf den Bahnhöfen wußte von den Beamten niemand Bescheid, was sehr charakteristisch ist. Im übrigen stellen wir fest, daß es schon mehrmals so zugegangen ist und dabei hatten wir nicht einen so strengen Frost wie gegenwärtig. Ein bißchen starker Schneefall und schon geht alles planlos durcheinander.

Unverständlich ist nun, daß vorgestern die polnische Presse meldete, im Eisenbahnverkehr wäre wieder der normale Zustand hergestellt worden und gestern die Eisenbahndirektion bekannt gab, daß bis auf weiteres 24 Züge im Nahverkehr ausfallen müssen, um den Unregelmäßigkeiten, die infolge des Frostes auf den Eisenbahnlinien aufgetreten sind, zu begegnen. Das ist unverständlich und auch merkwürdig, denn 24 Züge täglich ausfallen zu lassen, bedeutet eine Einschränkung des Verkehrs, eine Unterbindung des öffentlichen Lebens, die schwere Folgen nach sich ziehen kann. Dann muß man sich wundern, daß ausgerechnet hier in Polnisch-Oberschlesien es mit dem Eisenbahnverkehr so schrecklich hapert. Warum ist das nicht in Deutschoberschlesien der Fall. Auch dort herrscht derselbe strenge Frost, sind die Eisenbahnverhältnisse nicht besser.

Sollte jedoch das Ausfallenlassen der 24 Züge nicht andere Gründe haben? Fast scheint es uns so. Wer weiß, ob die Maßnahme nicht im Zusammenhange mit dem drohenden Generalstreik steht. Man spricht so Allerlei darüber und es ist durchaus möglich, daß dieses Gerede den Tatsachen entspricht.

Folgende Züge fallen aus:

Zug Nr.	2219	Kattowitz	—Czenstochau	Abfahrt	7,14	Uhr
„ „	2237	„	—Ząbkowice	„	8,33	„
„ „	4215	„	—Maczki	„	10,50	„
„ „	4217	„	—Szczakowa	„	12,10	„
„ „	4219	„	— „	„	17,45	„
„ „	2235	„	—Ząbkowice	„	18,20	„
„ „	411	„	—Krakau	„	9,40	„
„ „	413	„	— „	„	15,19	„
„ „	512	„	—Königshütte-Beuthen	„	3,08	„
„ „	825	„	—Rybnik	„	5,57	„
„ „	615	„	—Siemianowitz-Beuthen	„	8,12	„
„ „	831	„	—Sumin	„	10,28	„

Desgleichen fallen bis auf weiteres aus die nachstehenden in Kattowitz ankommenden Züge aus: Ząbkowice 5,52 Uhr, aus Maczki 8,08 Uhr, aus Ząbkowice 8,49 Uhr, aus Czenstochau 10,40, aus Maczki 15,43, aus Czenstochau 18,01, aus Krakau 8,16 und 13,57, aus Rybnik 4,47, aus Beuthen—Königshütte 8,45 und 13,30, aus Sumin 18,42 Uhr.

Gleichberechtigung

Der Arbeitergesangverein „Freie Sänger" in Kostuchna hatte für Sonnabend, den 9. Februar, ein Vergnügen geplant und dafür alle Vorbereitungen getroffen, bis auf die „Genehmigung" der hochwohllöblichen Polizeibehörde. Diese wurde natürlich auch dem Verein erteilt, selbstverständlich ist doch so etwas, nur —/ wenn ihr ein Vergnügen machen wollt, so bekommt ihr von mir die Genehmigung dazu für ein anderes Dorf, so sprach der Herr Amtsgewaltige. Leider wollte der dortige Wirt davon nichts wissen.

In dem Saal, in dem der Tanz vorgesehen war (Schlafhaussaal der Boerschächte), sind schon immer solche Veranstaltungen abgehalten worden und somit ist es für uns unverständlich, was den Herrn Amtsvorsteher Jarczyk bewogen hat, die Genehmigung zu verweigern. Einen kleinen Ueberblick bekommt man allerdings, wenn man die mündlich von Herrn Jarczyk abgegebenen Erklärungen berücksichtigt. (Vier polnische Vereine hätten dagegen Protest erhoben und der Herr Polizeikommandant hätte „dienstlich" gewarnt von wegen Unruhe, kein konzessionierter Saal, und dann kam noch so etwas von Baupolizei und Baufälligkeit.) Vorher war dies alles nicht gewesen. Komisch.

Das letzte Wort ist in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen. Dies haben „unsere" Gemeindevertreter (einen Schöffen und drei Gemeindevertreter haben die Sozialisten). Denen legen wir besonders ans Herz, sich in Zukunft etwas mehr um die Geschäfte der Gemeinde zu kümmern. Es geht nicht an, daß einzelne Vereine bis 1000 Zloty beschenkt werden und andere werden unterdrückt. Soll dies die vielgerühmte Gleichberechtigung, die in der „Verfassung" verankert und durch die „Genfer Konvention" gestützt ist, sein?

Unserer Gemeindevertretung legen wir es nochmals ans Herz, bei der nächsten Sitzung Klarheit zu schaffen.

Zum Betriebsrätekongreß am 10. Februar

Entgegen den gestrigen Pressemeldungen dürfen nur die Betriebsräte der Arbeitsgemeinschaft an diesem Kongreß teilnehmen.

Annahme des Landwirtschaftskammer-Haushaltsplanes

Auf der Plenarsitzung des Landwirtschaftskammerrates wurde u. a. über den Voranschlag des Budgets der Schlesischen Landwirtschaftskammer für das Verwaltungsjahr 1929/30 beraten. Anwesend war auf der Sitzung im Auftrage der Wojewodschaft Regierungsrat Dr. Patryn. Der Voranschlag sah in Einnahmen und Ausgaben die Summe von 742 086 Zloty vor. Hierbei ist zu bemerken, daß der besondere Kostenvoranschlag bezüglich der Domänen der Landwirtschaftskammer und der gesondert geführten landwirtschaftlichen Schulausgaben nicht miteinbegriffen ist. Das neue Budget gelangte mit den Abänderungsvorschlägen der Budgetkommission auf der Versammlung zur Annahme. Die veranschlagten Gelder für das landwirtschaftliche Schulwesen in Höhe von 215 779,60 Zloty sollen aus dem Schlesischen Schatz, die für die Garten-, Viehzucht-, Produkten- und Oekonomieabteilung vorgesehene Summe von 378 240 Zloty durch die Landwirtschaftskammer, ferner aus besonderen Zuschüssen und Subventionen der Wojewodschaft und des Landwirtschaftsministeriums gedeckt und aufgebracht werden. Gedeckt werden ferner durch die Landwirtschaftskammer die Verwaltungsausgaben im Betrage von 84 443 Zloty. Die Propaganda- und Organisationsgelder in vorgesehener Höhe von 35 400 Zloty sollen durch das Landwirtschaftsministerium ausgeglichen werden. Auf der Plenarsitzung ist ferner die Erhöhung der Landwirtschaftskammer-Beiträge von bisher 4½ auf 5 Prozent beschlossen worden.

Ausgleichszulagen für die Angestellten der Schwerindustrie

Gestern verhandelte der Schlichtungsausschuß über die Ausgleichszulagen für die Angestellten der Schwerindustrie. Nach mehrstündigen Beratungen sprach der Schlichtungsausschuß den unteren Kategorien 5 Prozent bezw. 4 Prozent zu.

Auch im Handel erhöhen sich laut Spruch die Gehälter um 4 Prozent.

Der Gesundbeterschwindel blüht noch

Anscheinend dieselben Spitzenverkäuferinnen, die Ende vergangenen Jahres in Polnisch-Oberschlesien ihr Unwesen trieben, geben jetzt Gastrollen drüben in Deutsch-Oberschlesien. Einer allein in der Wohnung anwesenden 25jährigen Frau in Deutsch-Marchwitz bot eine Händlerin (anscheinend Zigeunerin) Spitzen zum Kauf an. Hierbei erklärte sie der Frau und ihrem hinzukommenden Ehemann, daß beide krank sind. Für eine kleine Entschädigung aber werde sie das Ehepaar gesund beten. Die Händlerin verlangte darauf einen weißen Zwirnsfaden, knüpfte in den Faden einen Knoten und ließ die Ehefrau auch mehrere Knoten binden, dann machte die Händlerin mit einem Kruzifix über den Kopf und die Hände der Eheleute das Kreuzzeichen, nahm den Faden in die Hand, strich ihn durch die Finger und die von der Ehefrau gebundenen Knoten waren gelöst. Dies sollte das Zeichen dafür sein, daß das Gebet helfen würde. Die Ehefrau mußte hierauf ihr in der Wohnung befindliches Geld, zwei Fünfzigmarkscheine in Papier einschlagen und der Fremden aushändigen, die es ihr nach kurzer Zeit zurück gab.

Nachdem sich die Zigeunerin, die von einer zweiten Frau vor der Tür erwartet wurde, entfernte, wollten die Eheleute das Geld an sich nehmen. Dabei stellten sie fest, daß das Geld verschwunden war. Die beiden Betrügerinnen haben sich eiligst in der Richtung auf Namslau zu entfernt. Es wurde festgestellt, daß sie sich mit einem Wagen in Konstadt längere Zeit aufgehalten haben und dann weiter gereist sind. Es ist anzunehmen, daß sie im Lande weiter umherziehen und ihre Betrügereien weiter fortsetzen werden. Beide Händlerinnen sind ungefähr 35—40 Jahre alt, 1,65—1,70 Meter groß, haben starke Figur, trugen dunkle Satinschürzen, dunkle mittellange Strickjacken und Kopfschals. Eine der Fremden, die eine Aktentasche trug, hat auffallenden Zigeunertyp.

Oberpräsident Dr. Proske verläßt Oberschlesien

Wie man erfährt, hat Oberpräsident Dr. Proske das Amt als Kurator an der Universität in Bonn angenommen. Die amtliche Berliner Ernennung dürfte in den allernächsten Tagen zu erwarten sein.

Dadurch ist der Posten des Oppelner Oberpräsidenten frei geworden. Ueber die Nachfolge im Oberpräsidium verlautet vorläufig nichts Bestimmtes, der oberschlesische Provinzialausschuß dürfte sich in allernächster Zeit mit dieser Frage beschäftigen.

Ein Schmuggler an der Grenze erschossen

Zwischen Friedenshütte und Morgenroth wurde ein bekannter Schmuggler von einem polnischen Polizeiposten erschossen. Zwei andere Schmuggler, die sich in seiner Begleitung befanden, gelang es über die Grenze zu flüchten. Die Schmuggelware, bestehend aus Zigaretten, wurde beschlagnahmt.

Vermitteln oder Abblasen?

Die Gewerkschaften beim Wojewoden — Separate Verhandlungen — Den Forderungen der Arbeiterschaft soll weitgehendst entsprochen werden — Heute Verhandlungen

Trotz der Streikansage für den kommenden Montag ist die augenblickliche Situation äußerst unklar, was nicht zuletzt auf die Einstellung einzelner polnischer Gewerkschaften zurückzuführen ist, die sich anfänglich für den Streik erklärten und jetzt gegen ihn sind. Die Generalna Föderacja und die Gruppe des Herrn Musiol, die mit fliegenden Fahnen ins Sanacjalager überging, wollen wir außer Betracht lassen, aber umso unverständlicher ist die Haltung des Zentralverbandes. Darauf zurückzukommen, werden wir noch später Gelegenheit haben. Den meisten Einfluß auf die Entwicklung dieser Lage hatte jedoch das Eingreifen der Regierung, welches die Gewerkschaften unmöglich brüskieren konnten. Allerdings hatte dieses, wie wir es bereits an anderer Stelle erwähnten, viel eher geschehen sollen und mit einigermaßen konkreten Vorschlägen, auf denen sich eine Verhandlungsmöglichkeit hätte schaffen können. Allerdings stellen wir fest, daß die Regierung die Tragweite eines Generalstreiks in der jetzigen Zeit begriffen hat und bemüht ist, auch wenn im letzten Augenblick, zu vermitteln. Daß die ihr zugefallene Rolle nicht leicht ist, begreifen wir, umsomehr, als dieser Tage in Warschau Vertreter der Kohlenbarone weilten und mit der Regierung über eine Kohlenpreiserhöhung verhandelten. Darüber ist in der Oeffentlichkeit fast gar nichts bekannt, aber was damit die Kohlenbarone bezwecken, dürfte wohl jeder einsehen. Es ist nichts anderes als eine Repressalie. Alles zusammen schuf eben diese unklare Situation, die jedoch heute und morgen eine gewisse Lösung finden dürfte, vorausgesetzt, daß die Vermittlungsversuche nicht Bluff sind oder die Regierungsvertreter es nicht verstehen werden, sich gegenüber den Arbeitgebern zu behaupten.

* * *

Gestern mittags 12 Uhr empfing der Wojewode eine Delegation der „Generalna Föderacja" und nachher die anderen polnischen Gewerkschaften einschließlich der Arbeitsgemeinschaft. Ein eigentümlicher Umstand, der jedem Gewerkschaftler vieles zu denken gibt. Was bei dieser Konferenz verhandelt wurde, wissen wir natürlich nicht. Abends 6 Uhr fand nochmals eine Konferenz mit dem Wojewoden und der Arbeitsgemeinschaft statt, zu der auch die deutschen Gewerkschaften zugezogen wurden.

Die Vertreter der Gewerkschaften wiesen zunächst auf den Beschluß des Ministerrates hin, der unter der Arbeiterschaft größte Empörung hervorgerufen habe. Der Wojewode erklärte,

daß die Regierung vom rechtlichen Standpunkt aus keine andere Stellung einnehmen konnte, im allgemeinen aber den Forderungen der Arbeiterschaft nicht ablehnend gegenübersteht. Er als Vertreter der Regierung werde dafür Sorge tragen, daß ein Ausgleich der Differenzen zwischen Arbeitnehmern und -gebern in der augenblicklichen Situation geschaffen wird. Weiter gab er die Zusage, daß, falls im Laufe des Sonnabend oder der nächstfolgenden Tage die Verhandlungen zwischen Arbeitnehmern und -gebern nicht zu einem gewissen Erfolge führen sollten, die Regierung dafür sorgen werde, daß den Forderungen der Arbeiterschaft weitgehendst entsprochen wird. Allerdings, erklärte der Wojewode, sei zu bedenken, daß die Lage in der Kohlenindustrie nicht so günstig sei, wie allgemein angenommen wird.

Die Gewerkschaftsvertreter wiederholten nochmals ihre bereits bekannten Forderungen, die durch den letzten Schiedsspruch, der nach Ansicht der Regierung bis zum 15. März verbindlich sein soll, nicht berührt werden, wie z. B. im ideellen Teil des Tarifvertrages die Abschaffung der Arbeitspausen usw. Berücksichtigung findet. Der Wojewode erklärte den Arbeitervertretern, daß im Laufe des Sonnabends Verhandlungen mit den Arbeitgebern und den Vertretern der Regierung und anschließend mit den Gewerkschaften stattfinden werden.

Von den heutigen Verhandlungen wird es also hauptsächlich abhängen, wie sich die weitere Entwicklung des Lohnkonfliktes gestalten wird. Auf ihr Ergebnis hin wird sich auch die weitere Stellungnahme am morgigen Kongreß aufbauen, wenn nicht noch unvorgesehene Ereignisse eintreten.

Aber offen wollen wir es sagen: Die Generalstreiksparole steht nicht mehr im Vordergrund, vielmehr die „Vermitteln oder Abblasen".

Katastrophaler Kohlenmangel in Kongreßpolen

Wo liegt die Ursache des Kohlenmangels? — Die Ratlosigkeit unserer Eisenbahnbehörden

Der schon fast einen Monat anhaltende starke Frost hat, wie dies übrigens alljährlich der Fall ist, einen starken Kohlenmangel nach sich gezogen. Selbst wenn die Kohlenzufuhr nach den größeren Städten Kongreßpolens, vor allem Industriestädten normal vonstatten gegangen wäre, hätte sich ein Mangel durch den Mehrverbrauch an Kohle herausgestellt. Doch wie die Verhältnisse bei uns in dieser Beziehung augenblicklich liegen, kann schon ohne Uebertreibung von einer Katastrophe auf dem Kohlenmarkt gesprochen werden. Seit fast zwei Wochen treffen nur vereinzelt einige Waggons Kohle in Kongreßpolen ein, die dann rasch vergriffen sind und zu Wucherpreisen weiterverkauft werden. Denn sämtliche Kohlenlager sind leer, nirgends ist Brennmaterial zu haben.

Daß unter solchen Verhältnissen vor allem wiederum die Arbeiterschaft am meisten leiden muß, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Der Arbeiter war nicht in der Lage, sich im Herbst Kohle für den Winter einzusorgen, er ist auf den Kohlenhändler angewiesen, vor dem er allwöchentlich eine bestimmte Menge Kohle einzuholen pflegte. Und nun, bei 24 Grad Frost, ist er ohne Feuerung geblieben, er und seine Kinder frieren, ja, er besitzt nicht einmal soviel Brennmaterial, um ein paar Löffel Suppe abkochen zu können. Und gelingt es ihm trotzdem, ein bißchen Kohle zu erwischen, so muß er dem Händler dafür soviel bezahlen, wie dieser fordert.

Während sich nun die Lage immer mehr zuspitzt, haben die Behörden bisher nichts unternommen, um hier Abhilfe zu schaffen. Ueber die Ursachen dieses katastrophalen Kohlenmangels wird von kompetenter Seite folgendes mitgeteilt: Durch die langandauernden Fröste ist eine Reihe von Schiffshäfen zugefroren, wodurch der Schiffsverkehr bis zum Minimum zurückgegangen ist. Die Schiffe, die täglich tausende Waggons Kohle aus den Häfen in Gdingen und Danzig übernommen haben, bleiben nun seit einiger Zeit fast vollständig aus. Doch wurde die Versendung der Kohle nach den Häfen nicht rechtzeitig eingestellt, so daß auf den dortigen Eisenbahnstationen Hunderte von Kohlenzügen auf ihre Abfertigung warten, während Lodz und das übrige Polen unter dem größten Kohlenmangel zu leiden hat.

Wenn ein derartiger Stand der Dinge ein paar Tage andauern würde, so könnte man dies vielleicht als ein fatales Zusammentreffen von Umständen ansehen. Doch dieser Uebelstand besteht nun bereits drei Wochen und noch ist hiergegen nichts unternommen worden. Die Ratlosigkeit der Eisenbahnbehörden übersteigt hier schon alle Grenzen. Statt einige Züge, die auf den Stationen in Pommerellen verstaut sind, nach den größeren Städten im Inneren des Landes zu leiten, steht man noch immer tatenlos da, während die breiten Schichten der Bevölkerung der grimmigen Kälte ausgesetzt sind.

Kattowitz und Umgebung

Aus der Partei.

Vieles ließ der Besuch der für gestern anberaumten General-Versammlung der Ortsgruppe Kattowitz der D. S. A. P. zu wünschen übrig. Tröstlich ist nur, daß es so nicht immer der Fall ist und wir hegen die feste Zuversicht, daß künftighin der Versammlungsbesuch zu keinen Klagen Ursache geben wird. Die Versammlung, die eine Reihe wichtiger Punkte aufwies, eröffnete Gen. Sejmabgeordneter Kowoll mit einem Nachruf für den verstorbenen Gen. Schwob, um dann den Geschäftsbericht für das vergangene Jahr zu geben. Aus dem entnehmen wir, daß die Tätigkeit der Ortsgruppe entsprechend den Verhältnissen eine sehr rege war. Der Mitgliederbestand hat sich, wenn auch nicht übermäßig, aber doch erhöht. — Weniger günstig war schon der Kassenbericht, den Gen. Postawka gab, aber so ist es ja immer der Fall. Erfreulicher dagegen war schon der Bericht der Genossin Janta über die Tätigkeit der Arbeiterwohlfahrt. In der zu diesen drei Punkten einsetzenden Diskussion ersuchte zunächst Gen. Briesnitz um Entlastung des Kassierers, die einstimmig gewährt wurde. Vorsitzende wie Kassierer führten dann lebhafte Klage über die Einkassierung der Beiträge und gaben der Hoffnung Ausdruck, daß nach einer diesbezüglich vorgenommenen Reorganisation die Einkassierung sich besser gestalten werde. Die darauf erfolgte Neuwahl der Vorstände für den Ortsverein sowie die Arbeiterwohlfahrt ging schnell vonstatten, da einstimmig die vorgelegten Vorschlagslisten angenommen wurden. Jetzt behandelte Gen. Kowoll die Verschmelzung der Ortsvereine Domb-Josefsdorf, Zalenze und Zawodzie mit dem Ortsverein Kattowitz. Alle drei Ortsvereine werden zwar ihre bisherige Tätigkeit, wenn es ihnen möglich ist, weiter fortsetzen können, unterstehen jedoch der Kattowitzer Leitung, in der sie durch Sektionsobmännner vertreten sind. Rasch vor sich ging auch die Wahl von 6 Delegierten für die am 3. März stattfindende Bezirkskonferenz, von denen 3 auf die Arbeiterwohlfahrt entfallen. Eine regere Debatte brachte der Antrag des Vorsitzenden auf Erhöhung der Beiträge für diejenigen, die ein Einkommen von mehr als 500 Zloty monatlich haben und zwar auf 2 Zloty. Auch mit dieser erklärte man sich einstimmig einverstanden. Sehr lebhaft ging es zu bei dem Antrag über die Anschaffung einer Fahne. Für und Wider ging die Aussprache, aber die Majorität war für die Anschaffung und gleichzeitig für den Fahnenfonds, zu dem Marken von 1 Zl. ausgegeben werden. Allerdings wird der Vorstand die Fahnenfondsmarkenfrage nochmals behandeln und hierin gewisse Erleichterungen eintreten lassen. Zum Schluß wurde noch die Werbearbeit für den „Volkswille“ eingehend behandelt und auch die Kolportage. Was letztere anbetrifft, so wird unter allen Umständen eine Besserung eintreten. Die Versammlung, die im allgemeinen sehr anregend verlief, konnte dann geschlossen werden.

Gasexplosion infolge Unvorsichtigkeit.

Drei Personen schwer verletzt.

Eine schwere Gasexplosion erfolgte vorgestern in der Wohnung des Schneidermeisters Arthur Korp auf der ulica Slowackiego. In einem Nebengelaß der Wohnung vergaß man den Gashahn abzudrehen. Als diesen der Schneidergehilfe Kasterny betrat und ein Streichhölzchen anzündete, erfolgte eine schwere Explosion. Pasterny sowie zwei andere Personen trugen schwere Brandverletzungen davon und mußten dem städtischen Krankenhaus zugeführt werden. Auch der Sachschaden ist ziemlich beträchtlich.

Wer ist der Tote? Auf der ul. Paderewskiego in Zawodzie wurde die Leiche eines älteren Mannes aufgefunden. Der Tod trat durch Erfrieren ein. Wer der Tote ist, konnte nicht festgestellt werden, da jegliche Ausweispapiere fehlten.

Dem Tode entronnen. Ein im Morganwalzwerk der Königshütte beschäftigter 60jähriger Arbeiter kam während der Arbeit einem Treibriemen nahe, der ihn sofort erfaßte und ihm die Kleider vom Leibe riß. Der Arbeiter klammerte sich im letzten Moment an einen in der Nähe stehenden Mast und nur durch diese Geistesgegenwart wurde er vor dem sicheren Tode bewahrt. Mit einigen kleinen Verletzungen an Kopf und Körper wurde der Mann ins Knappschaftslazarett überführt.

Keine Bombenanschläge — sondern „Lausbubenstreiche“

Detonationen in den Spätabendstunden — Man wollte den Deutschen bloß Furcht einjagen — Die Täter gehen straffrei aus

Gegen die Aufständischen Johann Waclawek, Emil Kral und Franz Mrachen aus Gieschewald wurde vor der Strafabteilung des Landgerichts Kattowitz am Freitag wegen Dynamitanschlag in 3 Fällen verhandelt. Die drei Beklagten nahmen am 1. April v. Js. an einer Versammlung des Z. O. K. Z. (Westmarkenverein), die in Gieschewald abgehalten wurde, teil und verfielen vor lauter Begeisterung über das in der Versammlung Gehörte darauf, den „Germans“ einen argen Streich zu spielen, um diese in eine heillose Furcht zu versetzen. Der eigentliche Initiator in dieser Sache war der Angeklagte Kral, auf dessen Plan sich die beiden anderen sofort einigten. Der Aufständische Kral hatte bald 3 Patronen zur Hand, welche eine Pulvermasse im Gewicht von 50 bis 60 Gramm enthielten. Die „Helden“ brachten die Zündkapseln zur Entzündung und schleuderten daraufhin die Patrone etwa 20 bis 30 Meter vor die Behausung derjenigen Personen, auf die sie sozusagen einen besonderen „Hacken“ hatten. Mit lautem Knall explodierte der Explosivstoff, so daß die Fensterscheiben sprangen und die Bewohner der umliegenden Häuserreihen aus ihrer häuslichen Ruhe aufgeschreckt wurden. Die Patronen wurden vor den Wohnungen des Obersteigers Lindner von der Gieschegrube, ferner des Fahrleiters Wilhelm Nowak und des Steigers Franz Matuszczyk zur Explosion gebracht.

Bei der gerichtlichen Vernehmung erklärten die Beklagten offen heraus, daß sie Minderheitsangehörigen durch diese „Mätzchen“ lediglich Furcht einjagen wollten. Auf Befragen des Gerichtsvorsitzenden wurde geantwortet, daß es sich um Patronen mit einer leichten Pulvermasse handelte, welche bei Protestkundgebungen und bei Festlichkeiten als Böller Verwendung finden. Nach dem Gutachten des einvernommenen Sachverständigen können Attentate als vorliegend nicht angesehen werden, weil es sich angeblich um eine leichte Pulvermasse handelte, die schon auf kürzeste Entfernung wirkungslos ist. Die Grubenbeamten, vor deren Wohnungen die Patronen zur Explosion gebracht worden sind, wußten als Zeugen vor Gericht nichts Konkretes auszusagen. Nach ihrer Ansicht lag ein Attentat nicht vor. Das Gericht sprach die drei Beklagten von dem Verdacht, in 3 Fällen Sprengstoffanschläge verübt zu haben, frei. Eine Bestrafung wegen grobem Unfug kam in Wegfall, weil eine Verjährung eingetreten ist.

Die Autogefahr. Bei Zalenze wurde der Arbeiter Franz Ligensa aus Königshütte von einem Personenauto überfahren. Mit schweren Verletzungen schaffte man ihn ins Kattowitzer städt. Krankenhaus.

Vom Arbeitsmarkt. Im Landkreis Kattowitz betrug in der letzten Berichtswoche der Zugang 185, der Abgang 323 Erwerbslose. Die Gesamterwerbslosenziffer umfaßte 4729 Personen. Geführt wurden in Myslowitz, Brzezinka und Brzenzkowitz 1089, Bielschowitz 378, Chorzow 154, Siemianowitz 344, Neudorf 303, Kochlowitz 150, Rosdzin 403, Schoppinitz 418, Janow 390, Hohenlohehütte 78 und den kleinsten Ortschaften insgesamt 1021 Erwerbslose. Eine Unterstützung wurde gewährt 891 Personen nach der Spezialaktion, 122 Erwerbslosen nach dem früheren deutschen Gesetz, 570 Beschäftigungslose die Staatsbeihilfe und 1321 Arbeitslosen eine Beihilfe nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz. Weitere 570 Personen erhielten eine einmalige Beihilfe in Beträgen von 15 bis 30 Zloty.

Ein unredlicher Bote. Dr. Hartmann aus Kattowitz entsandte einen gewissen Johann Jerzyk zu dem Kaufmann Hausdorf in Siemianowitz, bei dem er den Betrag von 315 Zloty einkassieren sollte. Jerzyk besorgte das auch, ist aber mit dem Geld verschwunden. Weit dürfte er mit diesem Betrag nicht kommen und so wird er auch bald den Lohn für seine Unredlichkeit einstecken müssen.

Ueberfallen und mißhandelt. In Bogutschütz wurde der Redakteur eines polnisch-sozialistischen Blattes von einer Bande junger Burschen überfallen und in blutiger Weise mißhandelt. Ein Polizeibeamter, der dem Redakteur zu Hilfe kam, wurde von den jungen Burschen ebenfalls verprügelt, worauf diese dann die Flucht ergriffen. Warum die Rohlinge diese Tat ausgeführt haben, konnte bisher nicht festgestellt werden.

Kommunalpolitisches aus Eichenau. Die am 8. Februar stattgefundene Gemeindevertretersitzung wurde zur angegebenen Zeit vom Gemeindevorsteher Kosma eröffnet. Noch keine Sitzung ist so ruhig verlaufen wie die gestrige, denn auch die Sanatoren sehen es ein, daß man auf friedlichem Wege mehr erreicht als mit dem dauernden Gezanke. Die Tagesordnung umfaßte nur 4 Punkte. Als erster war die Beschlußfassung über die Höhe der Diäten- und Entschädigungsgelder für Gemeindevertreter und Schöffen bei Ausübung ihrer Aemter. Wird z. B. ein Gemeindevertreter oder ein Schöffe in irgend eine Delegation gewählt, oder er versäumt bei einer Sitzung die Schicht, so soll ihm das entschädigt werden. Die Diäten sollen nach der 8. Gruppe gezahlt werden. Dieser Punkt wurde angenommen. Punkt zwei betraf die Regelung des Dienstverhältnisses für den Gemeindeexekutor Kaczmarek und wurde dahin geregelt, daß man ihm die Dienstjahre seit dem 1. Juli 1918 anrechnet. Der dritte Punkt, der Wichtigste, betraf die Annahme des Budgets für das Rechnungsjahr 1929/30. Das ganze Jahresbudget sieht eine Ein- und Ausgabe von 400 000 Zloty vor. Die einzelnen Positionen bei den Ausgaben verteilen sich folgendermaßen: Abtl. 1: allgemeine Administration 109 782,22 Zloty, Abtl. 2: Gemeindevermögen 8485 Zloty, für die Abtl. 3 ist nichts vorgesehen, da die Gemeinde keine eigenen Betriebe besitzt, Abtl. 4: Abzahlung von 2356,25 Zloty Schulden. Im Vorjahr waren es 13 200 Zloty, Abtl. 5: Straßen und öffentlichen Plätze 23 904,80 Zloty, Abt. 6: Schulwesen 32 750 Zloty, Abtl. 7: Kultur und Kunst 2600 Zloty, Abtl. 8: öffentliche Gesundheit 35 498 Zloty, Abtl. 9: öffentliche Fürsorge 52 100 Zloty, Abtl. 10: Unterstützung für Handel und Gewerbe nichts, Abtl. 11: 630 Zloty für landwirtschaftliche Zwecke, Abtl. 12: öffentliche Sicherheit 12 104 Zloty, Abtl. 13: Verschiedenes 5540 Zloty. Die Einnahmen setzen sich zusammen aus Abtl. 1: Kommunalbesitztum 10 711,28 Zloty, Abtl. 3: Subventionen 15 400 Zloty, Abtl. 4: Rückzahlungen 300 Zloty, Abtl. 5: Einnahmen bei der Administration 1450 Zloty, Abtl. 6: Einnahmen von der Benutzung von Betrieben der öffentlichen Einrichtungen. Abtl. 7: Spezialeinnahmen 930,26 Zloty, Abtl. 8: Anteil bei der Staatssteuer 100 000 Zloty, Abtl. 9: Zuschläge zur Staatssteuer 33 500 Zloty, Abtl. 10: eigene Kommunalsteuer 67 000 Zloty, Abtl. 11: Verschiedene Einnahmen 7508,51 Zloty. Nach der Annahme des Budgets wurden noch unter Verschiedenes eine Anzahl Fragen vom Gemeindevorsteher beantwortet. Gemeindevertreter Orzel fordert vom Gemeindevorstand, daß er für die Polizei eine andere Unterkunft besorgt, damit die Schule zum Unterricht freigegeben wird. Nach einer Bekanntgabe, daß in nächster Woche wiederum eine Sitzung abgehalten wird, schloß Gemeindevorsteher Kosma die ruhig verlaufene Sitzung.

Königshütte und Umgebung

Was kommt zur Beratung?

In der am Mittwoch, den 13. Februar nachmittags 5 Uhr, im Sitzungssaale des Rathauses stattfindenden Stadtverordnetenversammlung werden einige Geländeankäufe getätigt. Festsetzung und Annahme einer Ordination betreffend die Gebührenerhebung bei Erteilung von Baukonzessionen und Baubeaufsichtigungen im Stadtkreis Königshütte, Vergebung der Markthallenrestauration, Berichterstattung über die Wirtschaft im Jahre 1928, Festsetzung und Beschlußfassung des Haushaltungsplanes für das Jahr 1929/30. Der Vorberatungsausschuß tagt am Montag, den 11. Februar, nachmittags 6 Uhr im Magistratssitzungszimmer 21.

Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Magistratssitzung beschäftigte man sich zum wiederholten Male mit dem Bau von Militärkasernen. Das anfangs in Aussicht gestellte Gelände an der Kattowitzer-

Am Altar

Roman von E. Werner.

14)

Die Gräfin war eine jener Erscheinungen, wie sie häufig genug vorkommen, vornehm, unbedeutend, langweilig, jedenfalls nicht die Frau, die einen Mann wie ihren Gemahl zu fesseln verstand. Ihr Sohn Ottfried trug unverkennbar die Rhanekschen Familienzüge; er glich äußerlich sehr dem Vater, aber ihm fehlte die feurige Lebhaftigkeit desselben ebensosehr, wie die energische Ruhe des Oheims, sein ganzes Wesen verriet eine Blasiertheit, in der alle andern, vielleicht besseren Eigenschaften zugrunde gegangen waren. Der noch so junge Mann hatte augenscheinlich schon alle Freuden des Lebens ausgekostet und war ihrer überdrüssig geworden, da war auch kein Hauch mehr von jener Kraft und jenem Feuer, das der alte Graf sich bis in seine späteren Jahre hinein bewahrt hatte, der schmächtige junge Offizier mit den schlaffen Zügen und den matten Augen nahm sich neben der stattlichen Erscheinung des Vaters ziemlich unvorteilhaft aus. Rhanek hatte kaum den Bruder begrüßt und mit der Frau vom Hause gesprochen, als er sich auch bereits von allen Seiten in Anspruch genommen sah. Auch Ottfried befand sich bald genug in einem Kreise von Altersgenossen, die ihn mit Fragen und Erkundigungen nach der Residenz bestürmten. Die Gräfin dagegen saß im Kreise der Damen, ließ ihre reiche Toilette glänzen, bewegte den Fächer langsam auf und nieder, und ließ nur selten eine Bemerkung laut werden. Sie hatte das möglichste durch ihr Erscheinen hier getan, und die Gesellschaft konnte und mußte es sich an dieser Ehre genug sein lassen.

„Aber, bester Brankow“ — der Graf hielt den Baron, der an ihm vorüber wollte, auf einen Moment lang fest — „sagen Sie mir nur, was ist das heute mit Ihren Gästen? Das ist eine Unruhe, eine Zerstreutheit überall! Erwartet man jemand, oder haben Sie uns irgendeine Ueberraschung aufbehalten?“

Der Baron lächelte etwas gezwungen. „Beides vielleicht! — Aber dieser Herr Günther scheint den Vornehmen spielen zu wollen, er läßt sich lange erwarten!“

Der Graf fuhr auf, als habe er unversehens einen Schlag erhalten. — „Wer?“ — „Nun, unser Nachbar von Dobra! Sie wissen doch, daß er eingeladen ist?“

Graf Rhanek trat einen Schritt zurück und sah den Baron von oben bis unten an. Die verbindliche Artigkeit in seinem Gesicht machte einem wahrhaft eisigen Ausdruck Platz.

„Man muß gestehen, Brankow, Sie muten Ihren Gästen sehr viel zu!“ — „Aber, mein Gott!“ rief der Baron befremdend, „sind Sie denn davon nicht unterrichtet? Die Einladung geschah ja doch auf speziellen Wunsch des hochwürdigen Herrn Prälaten.“

„Meines Bruders?“ — In der Stimme des Grafen mischten sich Unglaube und Zorn miteinander.

„Gewiß! Ich meinerseits hätte sicher nicht die Initiative in einer so delikaten Angelegenheit ergriffen, aber der Herr Prälat schien so großen Wert auf die Erfüllung seines Wunsches zu legen, machte sie sozusagen zur Bedingung seines Erscheinens, daß ich nicht umhin konnte, diesen, ich gestehe es, mir sehr unangenehmen Schritt zu tun.“ —

Der Graf stand starr wie eine Bildsäule; als aber in diesem Augenblick Brankow von anderer Seite her angesprochen ward, ging er auf seinen Bruder zu und zog ihn hastig mit sich in eine Fensternische. „Weißt du, daß man diesen Günther von Dobra heute hier erwartet?“ — „Allerdings!“ Die Antwort des Prälaten klang sehr bestimmt, er hatte den Sturm kommen sehen.

„Und es ist wahr, was Brankow behauptet, daß die Einladung auf deine Veranlassung, auf deinen speziellen Wunsch geschehen ist?“ — „Auch das ist wahr.“

„Nun, das begreife ein anderer, mir fehlt jedes Verständnis dafür!“ rief der Graf empört und schlug leise, aber heftig, mit seinem Fuß auf den Boden, daß die Sporen klirrten.

Der Prälat zuckte leicht die Achseln. „Du weißt, daß ich meine Gründe habe, den Mann kennenzulernen. Ich muß ihn Auge in Auge sehen, muß ein Urteil über seine Persönlichkeit haben, um zu wissen, was von ihm zu erwarten ist. Mir in meiner Stellung war jede Annäherung unmöglich; ich konnte ihm nur auf neutralem Boden begegnen, also mußte sich Brankow dazu hergeben.“ — „Du ordnest wie gewöhnlich deinen „höheren Gründen“ alle und jede Rücksicht unter,“ sagte der Graf bitter, „und scheinst ganz zu vergessen, daß du dem Menschen mit dieser Einladung den Weg in unsere Kreise bahnst, die ihm bisher verschlossen waren, daß du der ganzen Nachbarschaft ein höchst gefährliches Beispiel, ein unbegreifliches Aergernis gibst.“

Ein kaum bemerkbares Spottlächeln spielte um die Lippen des Prälaten, während sein Blick die Gesellschaft überflog.

„Meinst du? Ich fürchte das Gegenteil. Man brennt vor Neugierde, diesen neuen Herrn von Dobra kennenzulernen, und da man sich sehr bequem mit meiner Verantwortung decken kann, so glaube ich auf die allgemeine Dankbarkeit rechnen zu dürfen.“

„Wie es dir beliebt!“ erklärte der Graf kalt. „Zum mindesten wirst du es begreiflich finden, wenn ich und die Meinigen diesem — Herrn möglichst fern bleiben. Ich liebe nicht die Berührung mit Emporkömmlingen solcher Art.“

„Hattest du immer eine so entschiedene Antipathie gegen das Bürgertum?“ fragte der Prälat leise und hohnvoll.

Rhanek wollte auffahren. „Bruder!“

„Ruhig, Ottfried! Du vergißt, daß wir nicht allein sind, und daß alle Welt uns beobachtet. Ich kann die Widersprüche in deinem Charakter nicht leiden, sonst hätte ich dir die Erinnerung erspart. — Uebrigens habe ich dir Benedikt mitgebracht. Sprachst du ihn schon?“

Der Prälat hatte das rechte Beruhigungsmittel ergriffen. Die Züge des Grafen wurden sofort sanfter, als er den Genannten erblickte, der in einiger Entfernung von ihnen stand. Uebrigens machte das Herantreten des jungen Grafen dem Gespräch jetzt ein Ende; der Prälat wandte sich zu seinem Neffen.

„Nun, wie findest du dich in unsere Bergeseinsamkeit nach deinem Residenzleben?“ fragte er halb scherzend.

Auf dem Gesichte Ottfrieds stand deutlich geschrieben, daß ihm eins so langweilig erschien wie das andere; indessen dem Oheim gegenüber wagte er doch nicht, seine ganze Blasiertheit zur Schau zu tragen. „Nun, es ist immerhin eine Abwechslung! Allerdings haben mich die Berge nicht sehr freundlich empfangen bei dem ersten Besuch, den ich ihnen gestern abstatten wollte. Ich ritt über die untere Brücke, von wo der Paß hinein ins Gebirge führt, da scheut mein Pferd plötzlich ohne irgendeine äußere Veranlassung und ist nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt vorwärts zu tun. Als ich das Tier schließlich zwingen will, bäumt es und stürzt mit mir, so daß ich von Glück sagen kann, unverletzt davongekommen zu sein. Der alte Florian, der hinter mir ritt und der den Kopf immer voll Aberglauben und Spukgeschichten hat, behauptet steif und fest, Almansor habe irgend etwas Entsetzliches gesehen, und prophezeit mir alles mögliche Unheil. Nun, ich muß gestehen, glückverkündend war das Omen gerade nicht.“ — Er sagte das lachend und spöttisch, aber der Graf, der die Erzählung seines Sohnes mitangehört hatte, runzelte die Stirn.

„An der ganzen Sache wird wohl nur dein wildes Reiten schuld sein. Du solltest deine Gesundheit besser in acht nehmen, du weißt doch, wie sehr du sie zu schonen hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Sturz von der Leiter

Von H. J. Magog.

„Das kann nicht so weiter gehen, Monique . . ., ich sag' dir's, daß es nicht weiter so geh'n kann", wiederholte Jean mit zusammengebissenen Zähnen.

Es war dies ein großer, brünetter, schwarzhaariger Bursche, dessen leuchtende Augen voll wilden Zornes in seinem scharfgeschnittenen Gesicht blitzten.

Entblößten Hauptes stand er unter den sengenden Strahlen der Sonne, den Rock über die Schulter geworfen, das Hemd auf der Brust offen, die Aermel bis zu den Ellenbogen aufgestülpt. Ein schönes Mädchen, ebenso schlicht gekleidet wie er, befand sich ihm gegenüber und lauschte erschrocken seinen aufgeregten Worten. Sie hatte etwas Sanftes und Scheues in sich, ganz im Gegensatz zu seiner verwegenen Rauheit.

Ueber ihn flammte die Sonne wie ein glühender Höllenrachen und schien die Landschaft zu verbrennen: Felder, einige Bäume und am jenseitigen Ende des Weges, eine alte Mühle, deren graue Silhouette das eintönige Bild beherrschte.

Jean warf einen haßerfüllten Blick in diese Richtung.

„Das muß auf die eine oder die andere Weise ein Ende nehmen", sagte er energisch. „Wir können ja gar nicht mehr zusammenkommen . . . Der Alte will nicht das wir heiraten, erlaubt nicht einmal, daß wir miteinander sprechen . . . Du bist seine Nichte, und er behandelt dich ärger als eine Magd. Sollte es wegen seines Geldes sein, so müßte er doch wissen, daß wir garnichts von ihm verlangen. Ich will nur dich, sonst nichts . . . . Ich liebe dich, meine kleine Monique! . . . Wird er nicht endlich krepieren, dieser elende Kerl?

„Schweig' doch, um Gottes willen!" flehte das Mädchen entsetzt, indem sie sich auf die Fußspitzen stellte, um den Mund ihres Geliebten mit der Hand zu schließen. „Wenn er dich hören würde . . . Du weißt ja, daß er fortwährend in meiner Nähe herumschleicht . . ."

„Zu dieser Stunde schläft er in seiner Kammer; wär' es nicht so, dann hättest du nicht kommen können", erwiderte Jean mit Entschiedenheit. „Und glaubst du, daß er die Geduld hätte, uns zu belauschen, ohne sich zu zeigen und dich mit Stockhieben nach Hause zu jagen? . . . Er ist von einer solchen Wut besessen, daß er sich lieber rädern ließe, als uns eine Zusammenkunft zu erlauben . . . Eine Geißel ist er . . ., eine wilde Bestie . . . Bei seinem Alter müßte er längst schon tot sein . . . Aber es scheint, als klammerte er sich ans Leben, nur um uns beide zur Verzweiflung zu treiben."

„O, seine Gesundheit ist fest", warf Monique ein. „Wie er noch marschieren kann, das hast du ja schon oft gesehen. Und abends macht er die Runde: Von oben bis unten geht er die ganze Mühle ab, um sich zu vergewissern, daß sich niemand eingeschlichen hat . . . Dabei ist er von einem grenzenlosen Mißtrauen . . . Man muß nur sehen, wie er die Leitern auf und ab klettert. Nichts hält ihn davon zurück, obwohl man ihm schon oft gesagt hat, er könnte sich einmal den Hals brechen. Wenn man doch bedenkt, daß seine Augen schon schwach sind . . ."

„Beim Herumspionieren aber nicht . . ."

„Da hat er freilich Luchsaugen . . . Er entdeckt alles, selbst wenn es stockfinster ist . . . Und daß er ausgleiten könnte, darüber macht er sich keine Gedanken . . ."

„Es könnte aber auch die Leiter ausgleiten", unterbrach sie Jean mit phosphoreszierenden Augen. „Nehmen wir an, eine Leiter fällt um, ohne daß der Alte davon etwas merkt. Er würde dann beim Hinabsteigen ins Leere treten . . . Das wäre bestimmt sein Tod."

„Ja, so etwas müßte ihm zustoßen", seufzte Monique, während ein Schauer ihren Körper überlief. „Aber dieses Glück werden wir nicht haben . . ."

Mit einer jähen Bewegung näherte sich Jean dem Mädchen und riß sie in seine Arme wie eine wehrlose Beute.

„Und wenn du selber eine Leiter zurückziehen würdest?" stieß er mit rauher Stimme hervor. „Wenn du sie heut' abends, während der Alte die Runde macht, zurückziehen würdest?"

Von Grauen gepackt, machte sie Miene, sich aus seiner Umarmung zu befreien.

„O!" entrang es sich schwer ihrer zusammengepreßten Kehle. „Es ist doch nicht dein Ernst, so etwas von mir zu verlangen?"

„Und warum nicht?" flüsterte er. Bedenke doch, Monique . . . Wir wären frei, glücklich . . . Wir könnten einander angehören . . ., wir könnten heiraten . . . Du würdest aus dieser verteufelten Mühle fortkommen . . . Eine einzige Leiter brauchst du nur zurückziehen, Monique . . . Tu es noch heute . . . Was nachher geschehen wird, ist ja nicht deine Schuld . . . Es wird eben ein Unfall sein . . . Die Leiter könnte doch ebenso gut aus Unvorsichtigkeit zur Seite gestoßen werden . . . Gib ihr einen Stoß, Monique . . ., nur ein wenig, damit sie ins Gleiten kommt, wenn er darauftritt . . . Das könnte dir doch geschehen, auch ganz ohne Absicht . . . Aber dann! . . . dann! . . . Wenn der Alte nicht mehr wäre, wenn du befreit wärst, meine Monique! . . . Das könnte schon morgen sein . . . Und gar nichts riskiert man dabei. In den Augen aller wäre das ein Unfall, wie er ja leicht geschehen kann."

Sie hörte ihm zu, bebend und fast schon versucht, seinem Willen zu erliegen. Er beugte sich über sie, trachtete sie zu überreden.

„Gib der Leiter den Stoß, Monique . . . Du mußt das tun, wenn du deinen Jean liebst . . ., wenn du bald seine Frau werden willst."

„Ja, aber dann würde ich zu große Angst haben", seufzte sie. „Bedenke doch . . . Es könnte sein, daß er nicht tot auf der Stelle bliebe . . . . Er würde dann unten stöhnen, mich rufen . . ., die ganze Nacht vielleicht."

„Also gut, so würde ich eben kommen", warf Jean ein. „Du brauchst mir nur ein Zeichen zu geben, und ich wäre da und würde bei dir bleiben . . . Wenn ich bei dir wäre, hättest du doch keine Angst... Höre mich: Wenn du die Sache heute abends machst und sie gelingt, dann stell' die Lampe in ein Fenster. Auf dieses Zeichen hin werde ich kommen . ."

„Ich trau' mich nicht, das zu tun", jammerte das Mädchen. „Warum verlangst du so etwas von mir, Jean?"

Er riß sie wieder stürmisch an sich.

„Damit wir endlich frei und glücklich sind... Willst du nicht?"

„O, ich möchte schon... Das wäre aber etwas Böses...", flüsterte sie kaum noch hörbar.

„Nein..., nein..., es ist nichts Böses... Warum ist er so grausam gegen dich?... Gegen uns?... Es wäre nur eine gerechte Strafe."

Sie antwortete nicht und löste sich aus seinen Armen.

„Nun geh' Jean, ich muß schon nach Hause... Er könnte aufwachen, und dann würde er sofort schauen, wo ich bin... Ach, was für ein Leben!"

„Wenn du willst, so wird es morgen anders sein", raunte ihr Jean voll zärtlicher Liebe ins Ohr.

Wankend und aufgeregt schaute sie ihm nach und schüttelte den Kopf; dann ging auch sie ihres Weges. Hinter ihr krachte es in den Zweigen. Es war, als ob ein Tier aufgescheucht worden wäre.

Sie achtete nicht darauf. Immer noch hallten ihr die Worte Jeans in den Ohren:

„Stoß die Leiter weg..., heut' abends..., heut' abends.."

In der Dunkelheit schlich Jean um die Mühle herum. Er glaubte ja selbst nicht, daß sich Monique zu diesem Verbrechen entscheiden würde. Als er nun plötzlich an einem der oberen Fenster ein Licht erglänzen sah, überlief es frostig seinen stämmigen Körper.

„Sie hat es also doch gewagt!" keuchte er, fast erschrocken. „Nie hätte ich geglaubt, daß sie zu etwas derartiges sich entschließen würde... Nun ist es geschehen... Ich muß zu ihr."

Spähend vornübergebeugt näherte er sich der Mühle. In der dicken Mauer war eine niedrige Tür, aber die war verschlossen. Jean hatte an dieses Hindernis nicht gedacht. Er hob den Kopf und rief dann leise:

„Monique!... Monique! ... Ich kann nicht hinein ... Die Tür ist zu".

Ein Schlüssel fiel aus dem erhellten Fenster und schlug mit metallischem Klang an die Steine an. Jean mußte auf den Boden tasten, um ihn zu finden.

Als er die Tür öffnete, drang in seine Nase der stickige Geruch von Mehl, das zwischen dem Fußboden und den Balken lag. Vor seinen Blicken lauerte Finsternis. Er ging einige Schritte vor und seufzte:

„Monique,... Wo bist du?"

Aus der Höhe schimmerte durch eine Oeffnung ein Lichtstreifen. Von Schauern geschüttelt, wich Jean zurück: noch einen Schritt und er wäre über einen Körper gestolpert, der regungslos unter den Sprossen einer umgestoßenen Leiter lag.

Jean wagte es nicht, genauer auf den Boden zu sehen; Gewissensbisse begannen ihn zu quälen. Er wandte den Kopf und war bemüht, an nichts anderes als an sein kommendes Glück zu denken. Zärtlich flüsterte er in die Finsternis:

„Monique, ich bin da... So zeig' dich doch..."

In der Oeffnung erschien eine große Laterne, glitt an einer Schnur hinab und stand neben dem starren Körper. Sie beleuchtete Frauenkleider, die wirr einen verrenkten Leib umhüllten, sie beleuchtete eine gespaltene Stirn, die unter zerzausten Haaren blutete

Ein dumpfer Fall wurde in der Mühle hörbar, dann das Aufbrüllen eines Verzweifelten:

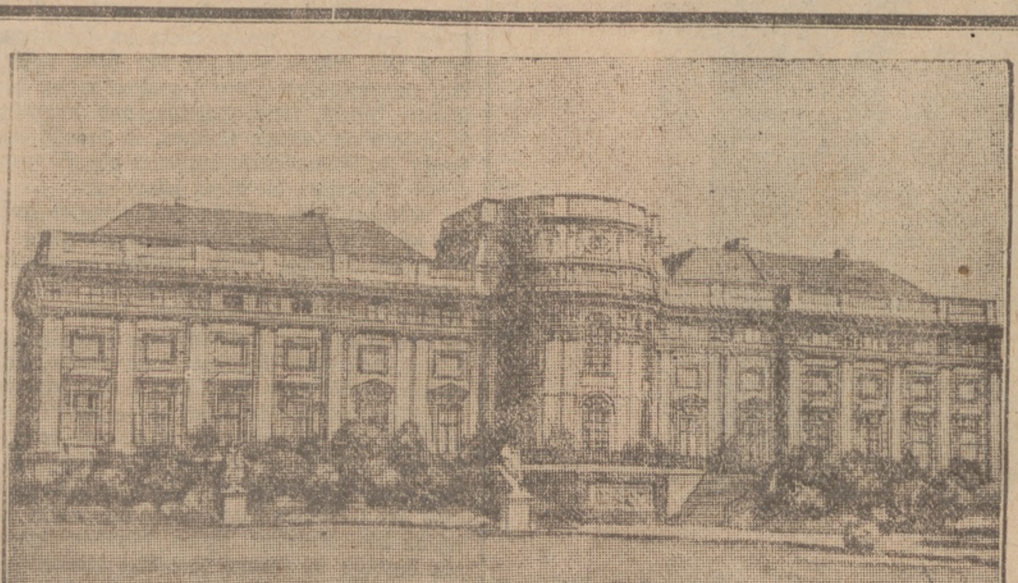
„Monique!"

Jean war wie unter der Wucht eines Axthiebes vor dem Körper seiner Geliebten in die Knie gesunken.

Da hörte man durch die Oeffnung eine hüstelnde, ironische Stimme, die aus einem zahnlosen Munde hervorzischte:

„Jawohl, Monique ist es, die sich beim Sturz von der Leiter getötet hat... Ein Unfall. Dasselbe hätte auch mir passieren können... Und nicht du wirst es sein, der das Gegenteil behaupten wird..."

(Autor. Uebersetzung aus dem Französischen.)



Palais Schwarzenberg in Wien
(Gartenseite), das von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut wurde.

Das Brot

Von Johannes K. Schmidt.

Fiat justitia et pereat mundus.

Der Bäckermeister G. in E. war um keinen Grad barmherziger oder herzloser, gerechter oder heuchlerischer als seine Millionen Kollegen auf der Welt. Er war ein Kleinbürger wie alle, er hielt zu den Arbeitern, weil sich seine Kundschaft aus ihnen zusammensetzte, und bekämpfte mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, mit seiner Organisation die Forderungen der Arbeiterschaft nach menschenwürdiger Arbeitszeit und auskömmlichen Löhnen; denn er beschäftigte neben einem Gesellen und vier Lehrlingen auch eine Verkäuferin und einen Arbeitsburschen, welcher seine Waren austragen mußte. Im großen und ganzen war er ein biederer Bürger, eine wahrhaft verläßliche Stütze jedes bürgerlichen Staats und seiner Gesellschaftsordnung.

An einem trüben, regnerischen Novembertage hatte er seiner Verkäuferin den Nachmittag über freigegeben. Seine Frau war in der Küche beschäftigt. Gesellen und Lehrlingen vertraute er aus Prinzip den Ladenverkauf nicht an. Er mußte also selbst, so ungern er es auch tat, die Kundschaft bedienen, oder, besser gesagt, abfertigen. In Deutschland ist der Angehörige einer „höheren" Gesellschaftsklasse eine Art Vorgesetzter der niedrigeren. Und es gibt wenige Menschen, die gegen solchen Hochmut der Besitzenden protestieren, weil alle hoffen, eines Tages selbst höher zu steigen, und sich für die erlittenen Demütigungen ihrer Armut an den Aermsten rächen zu können. Wenn einer der vereinzelten Kunden den Laden betrat, mußte er immer einige Minuten warten, bis der beleibte Meister, bereit, zu verkaufen, aus seinem Zimmer kam.

In der Dämmerung klingelte die Türglocke. Ein scharfer Luftzug kündete dem Meister, der in seinem Lehnstuhl am Ofen ein wenig eingeschlummert war, an, daß ein Kunde die Tür offen gelassen hatte. Er erhob sich schwerfällig und nahm sich vor, den Kunden energisch über seine Pflicht, die Tür hinter sich zu schließen, aufzuklären. Als er die Tür zum Laden geöffnet hatte, konnte er gerade noch sehen, wie eine Frau, die eine gefüllte Einkaufstasche im Arme hielt, mit einem Brot unter dem Arm den Laden verließ und die Tür hinter sich zuschlug. Das träge Blut des Bäckers kam in Wallung. Ohne Zweifel: Er war bestohlen worden. Schneller als man es seinem Bauch zutrauen konnte, war er um den Ladentisch herumgerannt, hatte er die Ladentür hinter sich verschlossen, rannte er hinter der Diebin her.

Die Frau fühlte sich verfolgt und beschleunigte ihre Schritte. Der Bäckermeister erreichte sie an einer verkehrsreichen Ecke und hielt sie fest. Resigniert weinend ergab sie sich in ihr Schicksal. Der Bäcker, durch die Verfolgung erhitzt, führte sie zu dem Schutzmann, der auf der Mitte der Kreuzung stand. Da er um diese Zeit von seinem Posten abgelöst wurde, machte er sich einige Notizen und nahm das weinende Weib mit zur Wache.

Nach einer Stunde brachte ein Polizeibeamter dem Bäckermeister das Brot zurück. Der Meister hatte eben seiner Frau und dem Gesellen, der bei ihr in der Küche stand, die Geschichte mit dem gestohlenen Brot erzählt. Allerdings etwas ausgeschmückt, um sein Heldentum ins rechte Licht zu stellen. Ein Held zu sein ist der Wunschtraum jedes Kleinbürgers, der ja von Jugend auf mit den erlogenen Heroengeschichten aus der Historie überfüttert wird. Als der Beamte den Laden betrat, hatte sich der Bäcker in eine wütende Empörung über die „Wildwestzustände in dieser Republik" hineingeredet. Der Beamte fragte ihn, nachdem er den Empfang des Brotes bestätigt hatte, ob er gegen die Frau, der es anscheinend sehr schlecht ging, Strafantrag stellen wolle. Ohne sich zu besinnen, bejahte der Bäcker die Frage, worauf sich der Polizist, bedenklich den Kopf schüttelnd, entfernte.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Zwei Wochen nach dem Vorfall wurde der Bäckermeister von einem Kriminalkommissar vernommen. An diesem Tage hatte der Meister in einer Versammlung von Fachkollegen aus Anlaß einer Debatte über die immer zu hohen Steuern die Geschichte von dem gestohlenen Brot zum Besten gegeben und wider die Republik, die für die hohen Steuern ihre Bürger so wenig gegen verbrecherisches Gesindel schütze, darum geschmäht.

Es gehört in jeder bürgerlichen Gesellschaft Deutschlands zum guten Ton, die Republik herabzusetzen und die Vergangenheit zu loben. Der deutsche Bürger geht wie ein Krebs vorwärts, den Blick immer nach dem Vergangenen gewendet. Bei der Vernehmung erklärte er dem Kriminalkommissar gegenüber ausdrücklich, nicht auf eine Strafverfolgung verzichten zu können. Er konnte es auch wirklich nicht, wenn er sich seinen Bekannten gegenüber nicht selber desavouieren wollte. Die Rücksicht auf die Meinung der anderen lähmt jedes Gefühl für das Recht oder Unrecht seines eigenen Tuns.

Neun Monate später wurde gegen die Frau wegen Diebstahls verhandelt; denn sie hatte, auf völligen Freispruch hoffend, die geringfügige Polizeistrafe nicht angenommen. Der Bäckermeister sah im Gerichtssaale zum ersten Male das verhärmte, zerarbeitete Gesicht der Frau. Seine heldische Ueberlegenheit, die Ueberhebung des Satten gegenüber dem Armen war mit der Zeit verschwunden. Andere Ereignisse, andere Sorgen waren an ihn herangetreten, hatten das Abenteuer seines ereignisarmen Lebens verblassen lassen. Er war wieder der brave, bierehrliche Kleinbürger geworden, der seinen Mitbürgern die Margarine auf das wohlerworbene Brot gönnte und beim Bier mit seinen Kollegen auf die Steuern und „untragbaren sozialen Lasten“, auf den neuen Staat und die Begehrlichkeit der unteren Klassen schimpfte.

Die Blicke der Frau flehten ihn an, sie nicht noch unglücklicher zu machen, als sie es ohnehin schon war. Der Bäcker ließ sich von der stummen Bitte rühren. Was hatte er denn schließlich davon, wenn die arme Frau eingesperrt wurde? Er sagte aus, das Brot von der Frau selbst zurückerhalten zu haben, daß er sich nicht geschädigt fühle, er beeidete, daß er die Frage des Polizeibeamten, ob er Strafantrag stellen wolle, mit Nein beantwortet habe.

Dieser Aussage trat der Schutzmann entgegen. Eid stand gegen Eid. Der Streit um das gestohlene Brot trat in den Hintergrund. Der Staatsanwalt, ein junger Assessor, der eine schlechte Nacht hinter sich hatte, nahm den Bäcker in ein scharfes Verhör. Der Meister verwickelte sich in Widersprüche, sagte, unter Eid, das ungereimteste Zeug aus. Es schien, als sei er, der Belastungszeuge, zum Angeklagten geworden. Er beschwor, die Ladentür hätte offengestanden, als die Frau den Laden betrat, sie sei überhaupt durch die Hintertür aus der Backstube eingetreten, sie sei in der Richtung nach dem Vorort davongelaufen, kein Polizist hätte ihn gefragt, er sei überhaupt nicht bestohlen worden, die Frau hätte es offensichtlich auf die Ladenkasse abgesehen und so weiter.

Die Frau wurde auf Kosten der Staatskasse freigesprochen.

Der Bäckermeister wurde wegen Meineidsverdacht im Gerichtssaale verhaftet.

Vier Monate lang saß er in Untersuchungshaft.

Vier entsetzlich lange Monate war er im Ungewissen über sein Schicksal, in Sorge wegen seines Geschäfts, seiner Existenz, seiner Familie.

Dann kam er, diesmal als Angeklagter, wieder vor Gericht.

Er hörte, wie sein ganzes Leben, all seine kleinen Geheimnisse, seine kleineren Verfehlungen vor aller Oeffentlichkeit durchgeschnüffelt wurden.

Er sah dann seine Frau, die mit dem Gesellen im Gerichtssaal verstohlene Händedrücke wechselte. Sie hatte sich schon getröstet.

Der Assessor war Staatsanwalt geworden. Er genoß in Fachkreisen wegen seiner scharfen, wohlbegründeten, psychologisch fundierten Plädoyers besonderes Ansehen, das ihn anspornte, immer schärfere Strafanträge zu stellen. Er redete sich ein, das Verbrechen durch die größte Strenge ganz ausrotten zu können. Er forderte für die Meineide des Bäckermeisters drei Jahre Zuchthaus.

Der Bäckermeister wurde zu einem Jahr drei Monaten Zuchthaus verurteilt. Dabei wurde seine gemeine Gesinnung als strafverschärfend betrachtet, weil er leichtfertigerweise eine unbescholtene Frau beschuldigt hatte.

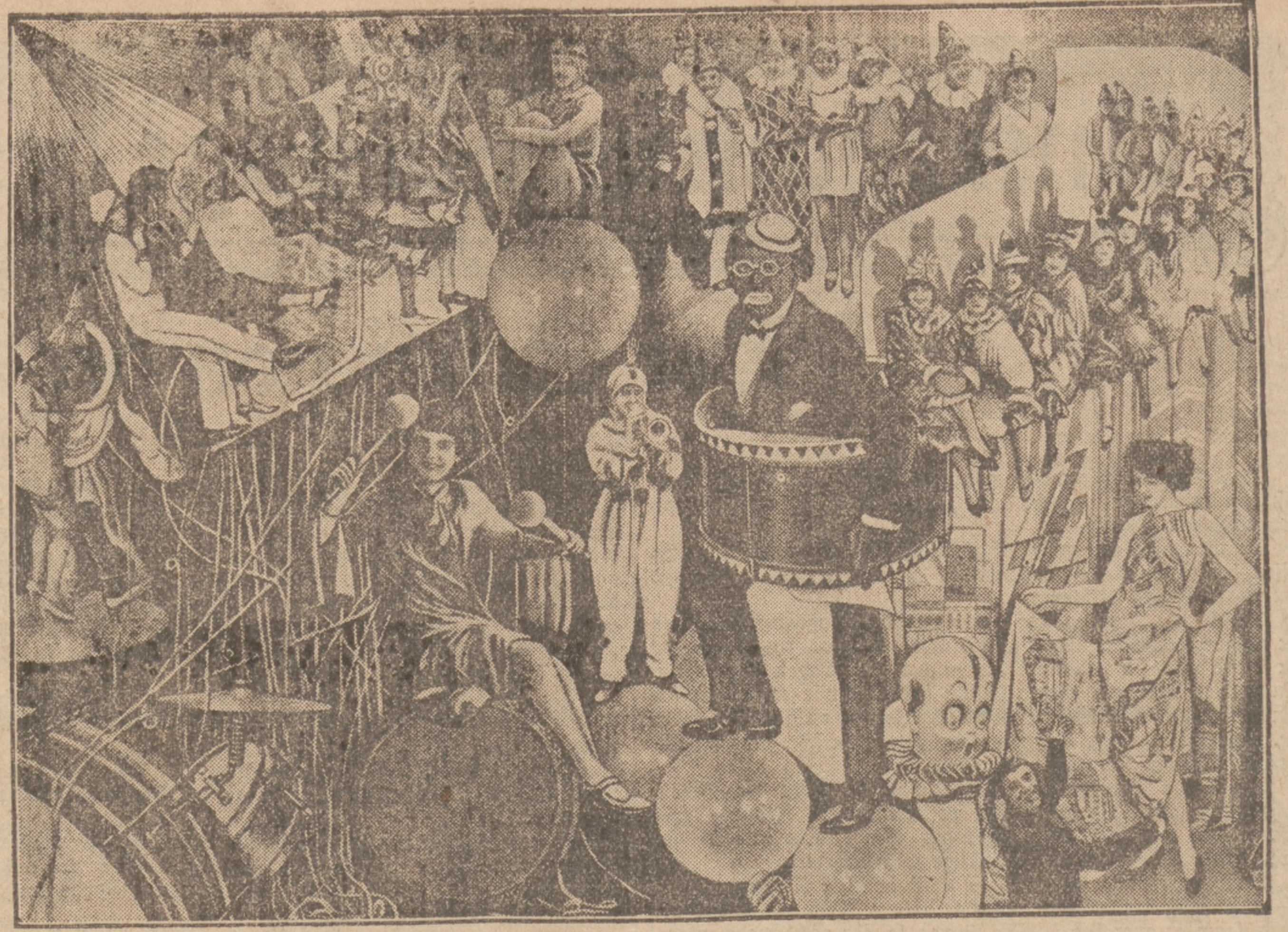
Der Meister, durch die Untersuchungshaft zermürbt, nahm das Urteil an, obwohl sein Verteidiger ihm riet, Revision einzulegen.

An dem Tage, an dem man ihn dem Zuchthaus überweisen wollte, fand man ihn in seiner Zelle erhängt. Er hatte seine Hosen zu einem Strick zusammengedreht. Was hätte er auch noch auf der Welt zu suchen gehabt? Ein gewesener Zuchthäusler kann niemals wieder ein vollberechtigter, angesehener Bürger werden. Sein Geschäft war bis zu seiner Entlassung sicher vernichtet. Und welcher Mensch würde bei einem kaufen, der beinahe einen anderen unschuldig ins Gefängnis gebracht hatte?

Er war vernichtet. Und das alles um ein Brot!

Oder vielmehr um ein Prinzip. Gerechtigkeit — und wenn die Welt untergeht. Oder vielmehr: Strafe — und wenn die Gerechtigkeit darüber vernichtet wird.

Man braucht nicht immer ein Verbrechen zu begehen, um ein Verbrecher zu werden.



Fasching!

Die unheimliche Stadt

Die Stadt, die ich meine, ist das alte Prag. Als ich vor 45 Jahren aus dem nebligen Hamburg, vom Lotsen Schicksal in diese seltsame Stadt geführt, schon am ersten Tag eine lange Wanderung durch die mir unbekannten Straßen unternahm, da blendete mich eine helle Sonne, die in sengender Glut über den altertümlichen Häusern brütete.

Schon damals, als ich über die uralte Steinerne Brücke schritt, die hinüberführt über die ruhevoll fließende Moldau zum Hradschin mit seinem den finsteren Hochmut alter Habsburg-Geschlechter aushauchenden Schloß, das bekränzt ist von Zinnen und Türmen, da befiel mich ein unerklärliches, tiefes Grauen, für das ich keine Erklärung wußte. Jene Bangigkeit hat mich seit diesem Tag nicht einen Augenblick verlassen, solange ich — ein Menschenalter hindurch — in Prag lebte, der Stadt mit dem heimlichen Herzschlag. Sie ist nie mehr ganz von mir gewichen; sie senkt sich heute noch auf mich herab wie Föhndruck, wenn ich an Prag zurückdenke oder nachts von ihm träume, was mir in merkwürdig regelmäßigen Zeitabschnitten geschieht, als schlüge in meiner Brust eine unsichtbar verborgene Uhr nach einem unbekannten Rhythmus, der nichts zu tun hat mit Erdenzeit. Alles, was ich je erlebt, kann ich vor das innere Auge rufen, als stünde es lebenstrotzend da ... banne ich jedoch Prag vor meinen Blick, so wird es deutlicher wie alles andere — so deutlich, daß es nicht mehr wirklich, sondern gespenstisch scheint. Jeder Mensch, den ich dort gekannt, gerinnt zum Gespenst und zum Bewohner eines Reiches, das Tod nicht kennt.

Marionetten sterben nicht, wenn sie von der Bühne verschwinden; und Marionetten sind alle Wesen, die die Stadt mit dem heimlichen Herzschlag zusammenhält. Andere Städte, so alt sie auch sein mögen, muten mich an wie unter der Gewalt ihrer Menschen stehend; wie desinfiziert von keimtötenden Säuren — Prag gestaltet und bewegt, wie ein Marionettenspieler, seine Bewohner von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Atemzug. Wie Vulkane Glut aus der Erde speien, so speit diese unheimliche Stadt Kriege und Aufruhr in die Welt: Auf ihrem Altstädter Ring ist am Rathaus eine große, sagenumwobene astronomische Uhr mit den Tierkreiszeichen angebracht, darin öffnet sich Schlag Mittag ein Türchen, und heraus treten, einer nach dem anderen, die zwölf Apostel; stumm, als hätten sie sich überzeugt, daß die Zeit, auf die sie geduldig warten, noch nicht gekommen sei, verschwinden sie wieder, verdrängt von einer dreizehnten Gestalt, dem Tod mit Hippe und Sandglas. Auch er geht und über ihm kräht der Hahn der fernen Auferstehung wie eine Prophezeiung der Apokalypse. Er gibt das Zeichen, daß die hundert Türme der Stadt heulend einfallen, um das höhnische Kikeriki zu ersticken, das das ferne Zerbrechen aller Menschenzeit wahrhaben will. Ob dem längst zu Staub gewordenen Erbauer der Uhr solche Verkündigung vorgeschwebt hat? Er soll wahnsinnig gewesen sein. Vielleicht stehen Wahnsinnige den letzten Dingen näher als solche mit „gesundem“ Menschenverstand. Und wahnsinnig — ganz heimlich und versteckt wahnsinnig — sind irgendwie die meisten Marionetten in Prag. Oder besessen von irgendeiner kuriosen Idee. Eines Tages nahm mich ein älterer Mann, den ich als überaus nüchtern seinerzeit kannte, auf der Straße am Arm und flüsterte mir geheimnisvoll, auf einen des Weges kommenden vornehmen Herrn deutend, ins Ohr: „Sie wissen doch, er hat vorgestern seine Frau vergiftet, um sie zu beerben?“ Dann, als der Herr an uns vorüberschritt, zog er tief den Hut und grüßte laut: „Meine Verehrung, Herr Doktor!“ ... Da mußte ich unwillkürlich an das Viperunest denken, das grellen Sonnenschein in Giftglanz zu verwandeln vermag!

Die verborgene Wirklichkeit Prags wurzelt so tief, daß Namen verdunsten wie Atemhauch auf Edelgestein. — Stundenlang bin ich oft und oft in hellen Mondscheinnächten auf der Kleinseite — dem Stadtviertel jenseits der Moldau, der Herzkammer Prags — umhergewandelt, und jedesmal habe ich mich verirrt. Ein uraltes Palais, vor dem man fühlt: unmöglich kann darin seit Jahrzehnten ein Mensch gewohnt haben, so dicht ist der grünspanüberzogene Türknauf mit aschigem Staub bedeckt; daneben ein Barockgebäude mit opalisierenden Fenstern, die schimmern wie das Glas antiker römischer Tränenkrüge; dann wieder eine sich in die Unendlichkeit sich hinziehende dreimannshohe Mauer mit zerbröckelndem Bewurf, darein die Geisterhand der Stadt phantastische Tierköpfe und starrende Gesichter gezeichnet hat, die unbeweglich scheinen und doch jedesmal den Ausdruck wechseln, so oft man hinblickt. Ein betäubender Blütenhauch nach Jasmin oder Holunder fällt herab aus der Luft und man ahnt: Irgendwo sind da Gärten, ungeheure Parke, versteckt, die vielleicht seit Menschengedenken kein Fuß betreten hat. Die Vermutung schleicht sich ins Herz, es möchte dadrinnen in einem verfallenden Zimmer des Hauses in einem längst vermoderten Bett eine zu Staub zerfallene Tote liegen, deren Dasein hier schon zu ihren Lebzeiten in Vergessenheit geriet. Der Gedanke läßt einen nicht los und man kehrt um an der Laterne, die plötzlich im Mondesglast in irisierender Aureole vor dem Blick aus der Erde taucht: man will wieder zurück zu der grauen Mauer.

Sie ist nicht mehr zu finden! War's eine Täuschung? Und sucht man sie am hellen Tag — vergebens: sie ist nicht mehr dort. Statt dessen ist eine Gasse da, ein Haus, dreistöckig, am Ende; man blickt zum Dach empor und sieht: ein zweites Haus steht auf dem ersten! Eine Sinnestäuschung? Nein, die Gasse biegt scharf im Winkel um wie ein im Ellenbogen angerissener Arm, steigt steil empor, und auf der Höhe ragt das zweite Gebäude. Ein merkwürdiger Mensch wohnt darin, der mit hoher Frauenstimme spricht, klein, bartlos, und aussieht wie Napoleon und Besuchern aus einem riesigen, in hebräischen Buchstaben geschriebenen Folianten wahrsagt oder die Vergangenheit schildert, daß einem bisweilen die Haut schaudert.

Einmal habe ich ihn aus Neugier aufgesucht, da hörte ich, als ich über die Schwelle seines Zimmers trat, wie er zu einem Fremden, der ihn gerade verließ, in gebrochenem Deutsch sagte: „Das Trommeln, das Sie in der Nacht vor der Mauer zur Letzten Latern' gehört haben, kommt nicht von den Soldaten; es kommt von der Trommel des toten Ziska, der, bevor er starb, befahl, daß man ihm die Haut abzöge, und auf eine Trommel spanne, damit man ihn hören könne, als wenn er gestorben sei.“ — „Was haben Sie damit gemeint?“ fragte ich, als wir allein waren. Er tat erstaunt, oder war es wirklich, und leugnete, solches gesagt zu haben. Später erfuhr ich, er vergäße alles sofort, kaum, daß er es ausgesprochen hätte. Er sei mondsüchtig — auch am hellichten Tag. Später, als der Krieg ausbrach, mußte ich an die Trommel Ziskas, des Einäugigen denken. Mir war, als begriffe ich dumpf eine Art schattenhaften Zusammenhangs. Oder war es Zufall? Ich glaube es nicht; die Stadt mit dem heimlichen Herzschlag hat eine seltsame Art, durch den Mund ihrer Marionetten zu reden!



„Liebfraumilch“

Ein Film vom Rhein. Eine Weingutsbesitzerin, bieder und brav, entwickelt sich zur Dame der großen Welt, um in einem amüsanten Intrigenspiel ihren Gatten, der sich im Auslande zum leichtsinnigen Lebemann entwickelt hat, zurückzugewinnen. Was denn auch zur allgemeinen Zufriedenheit gelingt! — Wir zeigen Henny Porten und Livio Pavanelli in den Hauptrollen.

Der letzte Abend

Von Albert Jean.

Kaum hatte ich die Schwelle der Bar überschritten, stieg mir ein intensiver Absinthgeruch in die Nase. Mein Freund Garnier, der mich in dieses Lokal bestellt hatte, war bereits da und saß bei einem Tisch, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf in den Händen vergraben.

Ohne daß er mich bemerkt hätte, trat ich auf ihn zu und berührte ihn leicht an der Schulter. Da zuckte er zusammen, und sein trauriger, wie von einem Nebel umschleierter Blick heftete sich stier auf mein Antlitz.

„Ich habe im Hotel deine Karte gefunden und bin sofort gekommen. Aber was ist denn los, daß du so entgeistert in die Welt schaust?“ fragte ich meinen Kameraden.

Er wartete, bis sich der Kellner entfernt hatte, und raunte mir dann mit heiserer Stimme zu:

„Gleich will ich dir alles sagen!“

Dann schwieg er wieder.

Ich schaute ihn von der Seite an: in den letzten drei Monaten war er um zehn Jahre gealtert. Büschel angegrauten Haares fielen ihm wirr auf den schmutzigen Rockkragen; um die müden Augen hatte er sackartige Falten, und ein nervöses Zucken riß ihm unablässig die Oberlippe hinauf; sein Gesicht war bleich und welk, die Haut glich einem abgenützten Löschpapier.

Der Kellner stellte ein tulpenförmiges Glas vor mich, in welchem nach einem Rezept dieses Hauses sieben Schnäpse übereinanderlagen, ohne sich zu vermischen. Dann schob er mir einen Teller mit einigen Würfeln Chesterkäse zu und ging gleich weiter, um die Bestellung eines anderen Gastes entgegenzunehmen, der schon ungeduldig mit dem Messer an sein Glas klopfte.

Mein Kamerad versicherte sich mit einem Blick, daß uns niemand beobachtete, und sagte dann leise:

„Ich wollte meinen letzten Abend mit dir verbringen!“

„Deinen letzten Abend?“

„Ja, denn morgen früh schiffe ich mich nach Amerika ein.“

Ich mußte mich wundern, daß er diese simple Tatsache mit soviel Geheimnistuerei umgab, fragte aber trotzdem in ganz gleichgültigem Ton:

„Du fährst in Geschäften?“

„Nein!“

„Also eine Vergnügungsreise?“

„Auch nicht!“

„Da müßtest du mir die Sache schon näher erklären.“

Einige Sekunden schien er noch zu zögern, dann aber sagte er mit einer Stimme, die so furchtbar zitterte, daß es fast nur ein Lallen war:

„Ich verlasse Frankreich, denn ich habe einen Menschen getötet!“

Ich schaute meinen Kameraden gut an. Nein, er war nicht betrunken. Er sprach auch nicht im Scherz, denn ich sah es genau, wie eine unbeschreibliche Anstrengung sein zermürbtes Gesicht in allen Muskeln straffte.

„Ich halte es nicht mehr aus! . . . Drei Monate schon trage ich dieses Geheimnis mit mir . . . Ich muß mich jemand anvertrauen, bevor ich wegfahre!

Sein Geständnis hatte mich so überraschend getroffen, daß ich im ersten Augenblick keine Erwiderung fand: Nun aber faßte ich Garnier beim Rockärmel und erhob mich.

„Komm!“ sagte ich entschieden. „Draußen an der frischen Luft wird es sich besser reden.“

Ich zahlte, und wir verließen das Lokal.

Wir kamen zum Hafen, der zu dieser Stunde schon ganz verödet dalag; ein starker Geruch von Teer, von Oel und Fischen strömte uns entgegen. Kleine rote Lichter spiegelten sich im Wasser, und die Mastbäume der Schiffe ragten zum gestirnten Nachthimmel als tiefdunkle Parallelstriche.

Garnier klammerte sich an meinen Arm und begann wieder mit seiner heiseren Stimme:

„Hör' mich an!... Du kennst mich doch!... Du weißt, daß ich immer ein Mensch war, der nicht einer Fliege etwas zu leide getan hätte! . . . Einer von jenen, die nicht Händel suchen, sondern, im Gegenteil, sich scheu bei solchen Anlässen zurückziehen . . . Ich vermied es schon immer, mich an Schlägereien zu beteiligen, und zwar nicht aus Angst vor den Schlägen, sondern weil ich keine zurückgeben wollte . . . Und doch habe ich einen Menschen getötet, ganz ohne Grund und Ursache, einzig und allein nur, um mir das Vergnügen zu machen, ein lebendes Wesen zu vernichten, ein schandbares Verbrechen zu begehen, an das ich früher nur mit grenzenlosem Abscheu hätte denken können.“

„Das hast du getan?“ Du hast einen Menschen ohne Grund getötet? Aber das ist doch nicht möglich!“

„Und doch ist es so! Es war bei Morgengrauen, etwa um die vierte Stunde. Ich hatte die Nacht bei Capestang verbracht, wo wir ununterbrochen Poker spielten. Ich verlor eine ganz bedeutende Summe. In meinem Kopf drehte sich alles, und ich hatte die Nerven nicht mehr in der Gewalt. Ich fuhr nach Hause . . . ganz allein . . . mit meinem neuen Wagen . . . Du kennst ihn nicht. Es ist ein grauer Torpedo, rot ausgeschlagen, schnell und gelenkig wie eine Katze. Trotz meiner Aufregung hielt ich ihn fest in der Hand. Auf der geraden Straße sauste er pfeilschnell dahin, und es war mir, als ob meine Nervenanspannung sich zu dem Volant und von dort zu den Rädern hinüberpflanzte. Da kam mir dieser Mensch in den Weg, er, er, den ich getötet habe! Was machte er so ganz allein und zu dieser Stunde auf der Straße? Woher kam er? Woran dachte er? Lächelnd ging er mir entgegen, wie einer, der sehr glücklich ist. Um mir die Passage freizulassen, sprang er zur Seite. Da — ich weiß nicht, was in meinem Gehirn vor sich ging und wie es kam, daß ich plötzlich das Gefühl hatte, als sei ein Schlag auf meinen Nacken herabgesaust und als sprühten Funken vor meinen Augen: Statt rechts vorbeizufahren, lenkte ich meinen Wagen geradelos auf diesen Menschen, schleuderte ihn zu Boden und raste wie wahnsinnig über ihn weg. Er fand nicht einmal Zeit, um einen Schrei auszustoßen. Ohne mich umzusehen, jagte ich weiter. In der Garage reinigte ich dann selber das Unterteil meines Wagens.“

„Ja, hat es denn keine Untersuchung gegeben?“

„Sicher! Doch war es nicht möglich, der Sache auf die Spur zu kommen. Niemand wurde belästigt. Aber ich, ich werde die Angst nicht mehr los. Bei Tag erscheint mir der Getötete an jeder Straßenecke. In der Nacht sitzt er am Fußende meines Bettes. Er schaut mich nur an. Er sagt nichts. Aber der Tag wird kommen, wo er sich rächen wird. Deshalb fahre ich weg. Uebers Wasser wird er mir doch vielleicht nicht folgen!“

Diese kurzen, abgerissenen Sätze verrieten mir deutlich den Zusammenbruch seiner Nerven, ließen mich erkennen, wie furchtbar er von seiner Angst gepeinigt wurde.

Ich fühlte Mitleid mit ihm. Er hing an meinem Arm und flehte:

„Verlaß mich nicht bis morgen früh! Seitdem du bei mir bist, hat er sich nicht mehr gezeigt.“

Um ihn von seinen Gedanken lozubringen, machte ich ihm den Vorschlag, mit mir in ein Kino zu gehen.

„Ganz wie du willst,“ antwortete er apathisch.

Aus einer Bude in einem Gäßchen neben dem Hafen hörte man das schrille Gebimmel eines elektrischen Klingelwerkes: „Eden-Canema“ leuchtete es auf einem farbigen Transparent, das zwischen bunten Plakaten über dem Eingang befestigt war.

Wir traten in den Saal. In den reservierten Sitzen waren wir die einzigen Gäste. Auf der Leinwand rollte der ziemlich verbrauchte Film eines mondänen Dramas. Die Toiletten der auftretenden Damen zeigten unerbittlich, daß dieses Stück schon eigentlich in die Rumpelkammer gehörte.

Ich machte eine ironische Bemerkung und neigte mich zu meinem Kameraden.

Garnier aber schien mich nicht zu hören. Ein Schoßende meines Rockes krampfhaft in den Händen haltend, zitterte er derart, daß die ganze Reihe der schlecht befestigten Sitze mitschwang.

„Was hast du denn?“ fragte ich mit Staunen.

„Dort!... Dort ist er,“ gurgelte Garnier.

„Was für einer?“

„Der Mann, den ich getötet habe.“

Mit ausgestrecktem Zeigefinger deutete Garnier auf eine Person des Dramas. Ich erkannte den jungen Filmstar Fred-Mil, der vor drei Monaten auf mysteriöse Weise in der Blüte seiner Kraft ums Leben gekommen war. Fred Mil trat um diese Zeit in einem Film auf, der in der Nähe von Marseille gekurbelt wurde. Eines Tages hatte man ihn auf der Straße mitten zwischen den Feldern zermalmt aufgefunden. Er kam damals, wie es gerüchtweise hieß, von einer Freundin, einer verheirateten Frau. Um jeden Skandal zu vermeiden, wurde die Sache recht bald vertuscht, dies um so mehr, als den Behörden nicht gelingen wollte, eine greifbare Spur zu entdecken.

„Er ist es . . . er! Ich fürchte mich! . . . Er schaut mich an!“

Fred-Mil gestikulierte lebhaft auf der Leinwand. Eine Frau schleppte sich zu seinen Füßen, und es schien, als flehte sie ihn um etwas an. Plötzlich öffnete sich ein Vorhang, und zwei Männer betraten den Salon.

Kaltblütig zog Fred-Mil aus seiner Tasche einen Revolver. Ich hörte ganz deutlich, wie die Zähne Garniers aufeinanderschlugen.

Das Bild auf der Leinwand hob langsam den Arm in der Richtung des Saales. Nach Art der Sensationsfilme zeigte sich zuerst in einer Riesenfaust der Revolver, dessen Lauf wie ein großes Auge auf das Publikum gerichtet war.

Garnier brüllte auf.

Der Zeigefinger Fred-Mils legte sich gekrümmt auf das Züngel. Noch eine Sekunde, und der Schuß ging los, während Garnier, als hätte ihn eine Kugel mitten ins Herz getroffen, lautlos vornübersank.

Wir trugen ihn sofort in die nächste Apotheke und rissen ihm die Kleider auf, aber von einer Wunde war auch nicht die Spur zu sehen. Und doch war er tot, mausetot, ohne Hoffnung auf ein Lebendigwerden vor dem jüngsten Tag.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Die Perlenkette

Von Bert Schiff.

I.

Der biedere Schuhputzer Albert Ast stand tagaus, tagein im Ausgang des Bahnhofs, durch den die Fremden in die Stadt strömten. Er bückte sich nieder, fuhr mit weichem Lappen über das Wildleder der Damenschuhe oder bürstete den Staub vom untern Saum der gut gebügelten Männerhosen.

Dann richtete er sich auf und empfing den Lohn. Der Staub fiel aufs Pflaster, die zehn Pfennig wanderten in seine Tasche. Wenn es regnete, lachte er, wenn die Sonne schien, fluchte er, weil sie das Geschäft verdarb.

Als Albert Ast eines Abends nach Hause ging, glitzerte es kristallen unweit der Straßenlaterne in der Gosse hart am Rinnstein wie ein phosphoreszierender, langer, dünner Wurm.

Er hob das Ding auf, schwemmte zu Hause den Schmutz vollends weg, und siehe da, es war eine echte Perlenkette, wie er unterwegs mit freudigem und beklommenem Herzklopfen schon vermutet hatte.

„Frau, wie gefällt sie dir?“

„Ich werde sie Sonn- und Feiertags am Halse tragen.“

„Damit man mich als Dieb verhaftet?“

„Verkaufe sie und sacke das Geld ein!“

„Auch das hat seine Tücken.“

Albert Ast wälzte sich in der Nacht in Gedanken im Bett herum. Am Morgen trank er Kaffee und ging.

Unter der Tür fragte die Frau: „Was gedenkst du zu tun?“

„Ehrlich währt am längsten.“

II.

Albert Ast trat bei einem Juwelier in der Nähe der Hauptstraße in den Laden.

„Wieviel ist die Perlenkette wert?“

„Einen Augenblick!“

Jener trat ans Licht. Nach einer Sekunde hatte er erkannt, daß das Stück, das er hin und her drehte, echt und wertvoll war. Sie paßte wenig zu dem schäbigen Anzug des Ueberbringers, den er über die Brille hinweg von der Seite musterte.

„Ich benötige ein Vergrößerungsglas zur Prüfung. Es liegt hinten im Büro. Entschuldigen Sie mich deshalb einen Augenblick.“

Der Juwelier eilte mit der Kette davon. Draußen hob er den Hörer des Telephons ab.

„9864 dringend!“

„Hier Ueberfallkommando der Polizei! Wer dort?“

„Juwelier Lentz. Ein verdächtiges Individuum ist eben mit einer wertvollen Perlenkette in den Laden gekommen.“

„Wir sind sofort zur Stelle.“

Der Juwelier ging wieder in den Laden. „Noch eine Sekunde, ich will nur die Quarzlampe einschalten, die leistet gute Dienste.“

„So genau auf Herz und Nieren brauchen Sie nicht jede einzelne Perle zu prüfen. Ich will nur wissen, wieviel das ganze Stück ungefähr wert ist.“

Inzwischen ging die Tür auf, und zwei Kriminalisten traten ein. Ihr gleiches Gehaben und die ähnliche Kleidung ließen Geschäftsfreunde oder Kollegen vermuten. Der Jüngere zeigte Albert Ast seinen polizeilichen Dienstausweis.

„Dahin wollte ich gerade, um die Kette auf dem Fundbüro abzugeben.“

„Ein gerissener, raffinierter Kerl, der schlagfertig pariert,“ sagte der Aeltere.

„Sie wollten die Kette verkaufen! Sie sind ein Hehler oder Stehler!“

„Nein und abermals nein! Ich wollte sie abschätzen lassen, damit der Eigentümer nicht sagt, sie sei geringwertig, um mich um den Finderlohn zu betrügen.“

„Derlei Ausreden kennen wir! Sie kamen hierher, klopfen zuerst mal auf den Busch, fragen: Wieviel zahlt man für ein derartiges Ding?, damit der Juwelier mit einem Angebot herausrückt.“

Trotz seinen Beteuerungen und seinem Widerstreben wurde der Schuhputzer verhaftet und abgeführt.

III.

Aber Albert Ast nahm sich einen rührigen Rechtsanwalt. Dieser betrieb seine Freilassung mit dem Hinweis, daß sein Klient nicht vorbestraft, daß die Kette wirklich verloren oder auf irgendeine andere Art in den Rinnstein gelangt sein könnte.

Es glückte ihm. Albert Ast wurde auf freien Fuß gesetzt, und der Rechtsanwalt berechnete 800 Mark.

Da nahm Albert Ast einen zweiten Rechtsanwalt, um den Verkauf der Kette zu erwirken; denn es hatte sich kein Eigentümer gemeldet.

Als die Zeit abgelaufen war, geschah dies. Die Versteigerung erbrachte nur 863 Mark.

Der zweite Advokat berechnete für seine Bemühungen die runde Summe von 1000 Mark.

Nun konnte Albert Ast berechnen, wie teuer ihm seine Ehrlichkeit zu stehen kam und wieviel Stiefel er dafür putzen mußte.



Verkauf Hohenzollern'schen Kunstbesitzes?

Nach englischen und amerikanischen Zeitungsmeldungen sind Bilder aus dem Besitz Kaiser Wilhelms II. nach **Amerika** verkauft worden, darunter in erster Linie das hier gezeigte berühmte Gemälde von Watteau „Einschiffung zur **Liebesinsel**“ für eine Million Mark. Seitens der Generalverwaltung des vormaligen preußischen Königshauses werden **diese** Nachrichten allerdings dementiert.

East Side

Von John Lassen-Neuyork.

Ist man Messengerboy, so erreicht der Verdienst bekanntlich keine besondere Höhe. Man verdient zehn bis zwölf Dollar, vorausgesetzt, daß man an allen Tagen der Woche arbeitet. Unter solchen Umständen stellen sich der Wohnungssuche gewisse Hindernisse in den Weg. Man muß mit einiger Ausdauer darangehen und dann findet man schließlich vielleicht ein entsprechendes Zimmer, wo man im Notfall wohnen kann, oder von dem man annimmt, daß man hier eine geeignete Schlafstätte gefunden habe.

Als ich mir die Beine bereits müde gelaufen hatte, glaubte ich, endlich „das gesuchte Zimmer“ gefunden zu haben. Es führte auf die Straße. War eine helle Stube; auch die Frau verlangte nicht übermäßig viel, zwölf Dollar für den Monat. Ich hätte mich gern mit ihr geeinigt. daß ich die Miete stets für eine Woche entrichte, doch war ihre Hauptbedingung das Bezahlen für den ganzen Monat. Da ich ein äußerst sparsamer Mensch bin, dachte ich, es würde mir schon gelingen, mich die erste Woche irgendwie durchzuschlagen. Vielleicht habe ich mit den Telegrammen Glück. Vielleicht gibt es eine Hochzeit, oder etwas ähnliches, das mehr Trinkgeld einbringt — man kann ja nie wissen. Man erfaßt das Glück beim Schopf in der Form eines billigen Zimmers, — wenn sich dazu die Gelegenheit bietet.

Die Uebersiedlung war mit keinerlei Umständen verbunden.

Nachdem ich eingezogen war, bemerkte ich, daß mein Zimmer keinen „eigenen Eingang“ habe. Im Zimmer neben der Küche schlief ein etwa zehn Jahre alter Knabe. Er hatte kein Bett, sondern nur sechs aneinander gereihte Stühle. Auf den Stühlen lag eine Decke, auf der Decke ein Kissen. Als Decke selbst diente eine Art zerrissenes Leintuch. Im nächsten Raum befand sich ein breites Bett. Auf diesem lag die Mutter, neben ihr ein bereits erwachsenes Mädchen, zwischen den beiden schlummerte ein winziges Geschöpf; zu Füßen des Bettes, längs der Lehne, schlief ein etwa dreijähriger Knabe. In einem Alkoven, durch den der Weg in mein Zimmer führte, lagen auf einem breiteren Bett ein Mann und ein kleiner Knabe von fünf Jahren.

Im Zimmer schwebte schwerer, unangenehmer Menschengeruch. Das in der mittleren Stube brennende Oellämpchen hüllte die ganze Wohnung in mystisches Halbdunkel.

Mein Zimmer hatte keine Tür und die Fenster konnten nicht geöffnet werden. Ich ging zu Bett. Aber die Ausdünstung wogte vor meiner Nase und ließ mich nicht einschlafen. Und jählings überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Etwas kroch mir über das Gesicht. Ich empfand eine peinliche Feuchtigkeit, und gleich darauf einen durchdringenden Geruch, der mir sofort die Ursache verriet. Ich zündete das Gaslicht an und begann meinen Feldzug. Die Wanzen — es waren Wanzen — wollten, zum Sturmangriff ausgeschwärmt, die Stellungen nehmen. Sie stürmten in dichten Reihen vor. Vor meinem Bett türmten sich bereits ganze Papierberge, und da glaubte ich, es sei mir gelungen, endlich die Stellungen des Feindes völlig zu säubern. Ich drehte das Gas ab, doch fühlte ich im nächsten Augenblick auch schon wieder heftige Bisse. Ich döste vor Müdigkeit für einige Augenblicke ein, vermochte aber nicht einzuschlafen. Mußte kämpfen bis zur völligen Erschöpfung. Ich konnte kaum erwarten, daß der Morgen anbreche; wollte an die Luft.

Ich hatte gehofft, die Frau werde die Miete zurückzahlen, damit ich mir beglückt ein neues Zimmer suchen könne; aber ich irrte. Die Frau gab mir nach einer heftigen Szene die zwölf Dollar nicht zurück, versprach aber, ein großes Reinemachen vorzunehmen.

*

Als Messengerboy arbeitete ich nachts. Ging zwischen zwei und drei Uhr zu Bett und stand frühmorgens wieder auf. Das erwies sich als beste Methode, mir das Schlafen zu ermöglichen. Freilich wich die große Müdigkeit niemals vor mir. Am Morgen setzte ich mich dann an meine Bücher. Lerne, schrieb, las.

Die Frau fragte mich, ob mich die Wanzen auch nach dem großen Reinemachen noch plagten. Ich — was hätte ich sagen sollen? — beruhigte sie, daß ich nun schlafen könne.

Daraufhin brach sie unvermittelt in Tränen aus. Ich mag weinende Frauen nicht sehen ... — „Ich fürchtete schon, daß Sie fortgehen würden — und brauchte das Geld so sehr. Weiß nicht, wann mein Mann mir welches schicken wird.“

„Ist das nicht ihr Mann, der zusammen mit dem kleinen Buben schläft?“, fragte ich mutlos. —

„Mein Mann?“ Nein, das ist ein Verwandter, der mir in der Not beisteht ... — Mein Mann? Der hat mich sitzen lassen, zusammen mit den vielen Kindern.“ —

Sie sprach mit singender Stimme, mit dem typischen eastside-russisch-jüdischen Tonfall. Ihre Augen funkelten, jede Fiber ihres blassen, weißen Gesichtes zuckte wild.

„Die Rachel bringt zehn Dollar heim. Der Moritz macht nach der Schule den Schuhputzer; aber was ist das? Fünf Dollar in der Woche! Ein so großer Bengel. Wird in den nächsten Tagen zehn Jahre alt, und verdient fünf Dollar die Woche! Sagen Sie, junger Herr,“ — und nun wurde ihre Stimme vertraulich — „könnte mein Sohn nicht bei der Western Union eine Stelle bekommen? Dort gibt es doch viele junge Burschen. Vielleicht nehmen sie ihn auf. Und er würde dort mehr verdienen.“ Ich gab ihr die Adresse, wo sich der Knabe um Arbeit melden müsse.

*

Gewaltiger Lärm. — Die Mutter entdeckte, daß der fünfjährige Leslie Kandes lutschte. Große Inquisition. Prügel, Verhör. Und es stellte sich heraus, daß der Kandis von Moritz stamme. Verzweifelt, mit den Ueberresten des Zuckers fuchtelnd, kam die Frau zu mir herein. —

„Schauen Sie her! Solche Kinder muß ich haben! — Nehmen mir den Bissen vom Mund fort. Geben für solche Sachen das liebe, teure Geld aus.“

Der aus der Schule heimkehrende Moritz ahnte nicht die Gefahr, die als Hosenriemen über seinem Kopfe dräute.

Zwei Minuten verzweifeltes Gejammer.

Eine kreischende, wilde, furchtbare Stimme ließ nur eines vernehmen: „Also dafür gibst du das teure Geld aus?! Also dafür gibst du das teure Geld aus?!“

Unten auf der Straße begegnete ich Moritz. Sein Gesicht war blutunterlaufen. Die Augen waren verschwollen. „Der Leslie bekommt von mir nie mehr Kandis,“ sagte er. An der Seite trug er sein „busineß“. Und rief: „shoe shine ..., shoe shine ... (Schuhe putzen)“. Auf die nicht glänzenden Schuhe warf er einen derart rügenden Blick, daß ich die Stiefel, würde ich in ihnen gesteckt haben, sicherlich von Moritz hätte putzen lassen.

*

Samstag mrogen weckte mich das Freudejauchzen der Kinder. Der kleine Leslie rief: „Der Papa ist da, der Papa ist da!“

Die Kinder zogen die am wenigsten zerrissenen Gewänder an. Ueber ihre Gesichter breitete sich Festlichkeit. Sie werden spazierengeführt. Zur Feier des Tages ging Moritz nicht Schuhe putzen. Nur Rachels Gesicht blieb düster. Sie ging in die Arbeit.

Nachdem die Kinder mit dem Vater fortgegangen waren, kam die Mutter herein. „Wieviel braucht ein Mann, um leben zu können?!“ fragte sie. Ich verstand die Frage nicht ganz. Endlich stellte sich heraus, daß der Mann von seinem Wochenlohn 13 Dollar für sich behalten und für seine Familie 10 Dollar abgeben wolle. Die Frau wollte jedoch dreizehn Dollar. „Denn ein alleinstehender Mann kann auch mit zehn Dollar auskommen.“

Ich sagte, daß ein Mann mit zehn Dollar jedenfalls leichter auskommen könne, als eine Frau und fünf Kinder. Nach dieser Erklärung fiel mir die Frau vor Freude fast um den Hals.

Gegen Mittag kam der Mann mit den Kindern heim.

Gleich nachher setzte die Debatte ein. Verzweifelt, leidenschaftlich, grauenhaft. Das hastige, trommelnde Prasseln der Worte ließ mich nichts verstehen. Doch wußte ich, worum es sich handle: um die drei Dollar. —

Ich vernahm eine neue Stimme. Rachel kam heim. Sie ergriff für die Mutter Partei. Die Frauen stampften mit den Füßen. Unvermittelt erscholl das Lachen eines Mannes.

Die Frau kam zu mir hereingestürzt — ich möge auch ihrem Manne sagen, was ich ihr gesagt, und rannte auch sofort wieder zurück. Das Lachen des Mannes klang noch lauter.

Langsam ging ich auf die Küche zu.

Schreie. Kinderschluchzen. Durcheinander der Stimmen.

Das Lachen des Mannes war verstummt.

In der Küche stand die Frau, ein Messer in der Hand. Der Mann hielt sie beim Arm fest. Entwand ihr das Messer, Balgerei. — Gellende Schreie. — Dann fiel das Messer zur Erde, und der Mann nahm seinen Hut. Ging.

Die Frau schluchzend: „Er will uns nur zehn Dollar geben!“

*

Bei der Western Union war man der Ansicht, daß der Knabe zu jung und zu schwach sei. — Die Frau forderte mich auf, ich möchte mit ihnen essen. —

Bei Tisch klatschten auf Moritz' Gesicht abermals Ohrfeigen nieder. — Es gab nämlich Nudeln und Kartoffeln mit gerösteten Zwiebeln. Der Knabe mochte keine Nudeln und fischte die Kartoffeln heraus.

„Nimm auch Nudeln.“

„Ich mag nicht.“

„Dann nimm auch keine Kartoffeln.“

Der Knabe jedoch ißt weiter.

„Ich sagte doch, du sollst Nudeln nehmen, darfst sonst auch keine Kartoffeln essen.“ Maulschellen, Lärm, der Knabe ißt nicht.

„Ich bin die unglücklichste Frau der Welt ...“

Von den Nudeln bleibt eine Menge übrig. — „Das wird zum Abendbrot sein“ — und sie wirft sie in einen Topf.

„Wie soll man nur seinen Lebensunterhalt verdienen? Die Nachbarin sagte, sie werde mir eine Adresse geben, wo man Rosenkränze zu machen bekommt. Dann könnten wir alle arbeiten.“

Der kleine Leslie klatscht in die Hände:

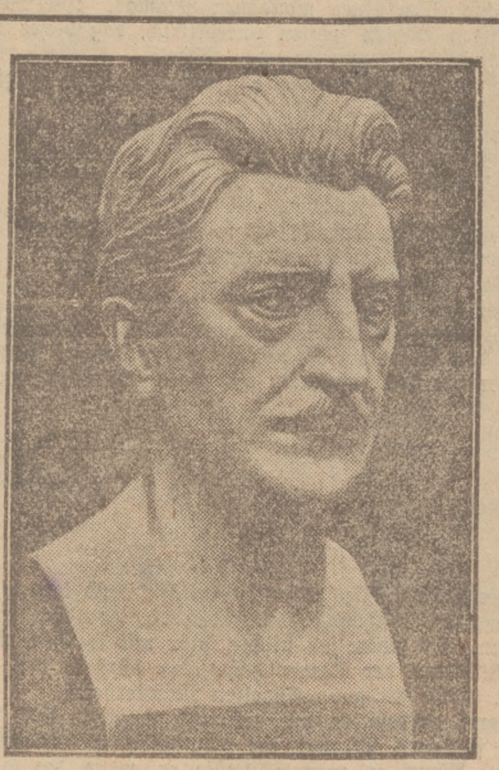
„Auch ich? Auch ich?“

Und das dreijährige, auf der Erde sitzende Kind spricht ebenfalls, in die Hände klatschend, nach:

„Auch ich? Auch ich?“

Moritz überlegen: „Ich bleibe lieber beim shoe-shine-busines.“

(Mit Erlaubnis des Verlages „Der Freidenker“, Berlin, dem Buche „Das andere Amerika“ von John Lassen. Preis 0.75 M.)



Eine Büste Franz Stassens

des Berliner Malers und Graphikers, der namentlich durch seinen „Ring der Nibelungen“ bekannt geworden ist, wurde zu seinem 60. Geburtstage am 12. Februar von Professor Limberg (Berlin) geschaffen.

Kleine Geschichten

Amerikanische Kunst.

Drei amerikanische Maler erzählten sich von ihrer Arbeit. „Neulich“, sagte der eine, „neulich hab ich ein kleines Holzbrett so täuschend ähnlich marmoriert, daß es später, als ich's in den Fluß warf, sofort untersank wie ein Stein.“

„Pah“, sagte der zweite, „gestern hing ich ein Thermometer an meine Staffelei mit der Polarlandschaft. Das Quecksilber fiel sogleich auf zwanzig Grad unter Null.“

„Das alles ist nichts, Boys“, bemerkte der dritte Maler. „Mein Porträt eines prominenten Neuyorker Millionärs war so lebenswahr, daß es ... hm ... daß es zweimal in der Woche rasiert werden mußte.“

*

Psychologie des Teetrinkens.

Wenn man in England um mehr Zucker bittet, so angelt die Hausfrau ein besonders kleines Stück aus der Dose heraus.

In Irland reicht sie Ihnen die ganze Zuckerdose und bittet, sich zu bedienen.

Aeußert man aber in Schottland, daß der Tee nicht süß genug sei, so sagt die Hausfrau ganz leise und bestimmt: „Vielleicht haben Sie nicht umgerührt? ..“

*

Berufstragik.

Bei der Abendmahlzeit ist davon die Rede, daß Charlie Chaplin, laut Zeitungsberichten, krank sei. Die kleine Mimi (8 Jahre) wird nachdenklich. Und beim Zubettgehen hat sie kaum das Gebet gesprochen, als sie auch schon fragt:

„Sag, Mama: Komm ich in den Himmel, wenn ich gestorben bin?“

„Aber sicher — wenn du artig bist, mein Kindchen — einmal ... später ...“

„Und du, Mama, kommst du in den Himmel?“

„Ich hoffe es.“

„Und Papa?“

„Papa, auch, gewiß ...“

Worauf die kleine Mimi nur hinauswill? Jetzt kommt es:

„Und Charlie, wenn er stirbt, kommt er dann auch in den Himmel?“

„Oh,“ lächelt Mama, „ich denke, daß Charlie sofort, direkt in den Himmel kommt.“

Da klatscht Mimi in die Hände:

„Ach fein! ... Ich kann mir vorstellen, wie toll er da lachen wird, der liebe Gott!! ...“

Treffende Antworten

Die geduldige Verkäuferin brachte den achtzehnten Hut, ohne daß sich das Ehepaar entschließen konnte, einen zu kaufen. „Nein,“ meinte der zärtliche Gatte, „der paßt dir nicht, mein Engel.“ — Auch der neunzehnte hatte keinen Erfolg. Der Mann meinte: „Der ist zu wenig elegant für dich, mein Engel.“ — Da sagte die Verkäuferin, die es aufgegeben hatte, diesen Leuten etwas zu verkaufen: „Ich fürchte, Sie werden keinen passenden Hut bei uns finden. Heiligenscheine führen wir nämlich nicht.“

*

Nurkemeyer kaufte sich ein Buch „Wie baue ich einen Rundfunkapparat?“ Am nächsten Tage erschien er erneut bei dem Buchhändler, diesmal sehr wütend, und sagte: „Wie können Sie mir ein solches Mistbuch verkaufen! Aus dem Geschreibsel wird niemand klug! Der Mann weiß ja selber nichts!“

„Ja, mein lieber Herr,“ entgegnete der Buchhändler begütigend, „darum fragt er ja auch: „Wie baue ich einen Rundfunkapparat?“

*

Lehmann kaufte auf dem Jahrmarkt ein Spielzeug für seine kleine Tochter: vier hölzerne Hühner, die auf einem Brett sitzen und wie toll zu picken beginnen, sobald man an einer Schnur zieht. Gleich nach dem Bezahlen stellte Lehmann fest, daß nur drei Hühner picken; das vierte streikt. „Sie!“ sagte er zu dem Verkäufer, „hören Sie mal, das eine Huhn pickt ja gar nicht!“ Der Verkäufer antwortet mit stoischem Gleichmut: „So? Na, det wird schon genug haben. Es ist ja ooch schon halb sieben.“



Eisgang auf der Weichsel bei Thorn

Börsenkurse vom 9. 2. 1929
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich =	8.91 zł
		frei =	8.92 zł
Berlin	100 zł	=	47.008 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.	=	212 75 zł
	1 Dollar	=	8.91 zł
	100 zł	=	47.008 Rmk.

Chaussee sowie an der ulica Hajducka, wurde fallen gelassen, weil die Skarboferme, die Eigentümerin dessen ist, wegen Grubenabbaues nicht die Garantie übernehmen will. Dafür stellt die Skarboferneverwaltung ein Baugelände in Nowiarki bei Schwientochlowitz zur Verfügung. Jedoch entspricht dieses Gelände dem Magistrat nicht aus hygienischen Gründen, weil es direkt am Rawabach gelegen, und vom Zentrum der Stadt zu weit entfernt ist, was wiederum die Baukosten stark verteuern würde. Der Magistrat wird sich endgültig in dieser Angelegenheit an das Ministerium wenden. — Die Vollmacht in einer Prozeßangelegenheit betreffend rückständige Einkommensteuer wurde dem Kommunalverband erteilt. — Für die Verbesserung der Straßenbeleuchtung wurden für den Ankauf von verschiedenen Materialien 7 446 Zloty bewilligt. — Das bei dem Abbruch der Volksschule 14, an der ulica 3-go Maja, gewonnene Material, wird an die Firma Skypczynski für den Preis von 5 500 Zloty verkauft, mit dem Vorbehalt der Abtragungskosten. — Für die Teilnahme an einem Sanitätskursus wurde Stadtbaurat Cwizewicz delegiert. — Die Vergebung der Markthallenrestauration wird der Stadtverordnetenversammlung überlassen und folgende Bewerber dafür vorgeschlagen: Gabrisz, Prochotta, Pawliczek und Kulpa. — Ein Reglement für den Direktor des städtischen Schlachthofes wurde angenommen, ebenso die bereits ausgesprochene Kündigung des Schlachthofdirektors Dr. Brudek zurückgenommen. — Auf eigenen Wunsch wird der bisherige Tierarzt des Schlachthofes, Michatz, am 1. März entlassen.

Deutsches Theater. Am Donnerstag, den 14. Februar, kommt die große Ausstattungsoperette „Die schöne Helena" von Offenbach zur Aufführung. Der Vorverkauf beginnt am Sonntag. Nichtabgeholte Abonnementsplätze werden ab Dienstag weiterverkauft. — Sonntag, den 17. Februar: „Die Herzogin von Chicago" um 3.30 Uhr und „Die schöne Helena" um 8 Uhr. — Dienstag, den 19. Februar: Heiterer Abend! Joseph Plaut. — Der Kartenverkauf beginnt 5 Tage vor jeder Vorstellung. Kassenstunden von 10 bis 13 und 17.30 bis 18.30 Uhr. Tel. 150.

Siemianowitz

Gemeindevertretersitzung in Siemianowitz.

½ Million Zloty für ein Wohnhaus bewilligt. — 20 000 Zloty für den Umbau der St. Antoniuskirche.

=o= Der Saal ist gut besetzt, auch die Galerie zeigt eine Anzahl Interessenten. Die Tagesordnung wird in zwei Stunden abgewickelt. Sämtliche Debatten werden ziemlich sachlich geführt. Einige kleine Entgleisungen wären kaum der Beachtung wert gewesen, wenn nicht Herr Halaczek, der lange Zeit krankheitshalber gefehlt hat, wiederum eine persönliche Note in die Debatten gebracht hätte. Dieser Herr kann es nicht unterlassen, immer, wenn er an den Sitzungen teilnimmt, irgend jemanden persönlich anzugreifen. Die Sitzung wird einige Minuten nach 6 Uhr vom Bürgermeister eröffnet, der dann sofort zur Tagesordnung überging. Als Ablösungsgeld für die Feuerlöschhilfe-Verpflichteten wird eine einmalige Zahlung von 250 Zloty oder eine jährliche Zahlung von 15 Zloty pro Mann festgesetzt. An Stelle des ausscheidenden Waisenrates Neuzebauer wird der Bahnhofswirt Pruski gewählt. In die Orts-Verschönerungskommission werden gewählt die Herren Krajuszek, Niechoj, Halaczek, Bednorz und Heidrich. Dem Gymnasialdirektor Koziol werden 350 Zloty für die Wohnungsrenovation mit der den Ausschlag gebenden Stimme des Bürgermeisters bewilligt. Ebenso werden den Gymnasial-Aushilfslehrern Krol und Grodecki erhöhte Entschädigungen genehmigt. Der Antrag der Gymnasiallehrer um Erlaß der Kommunalsteuern wird abgelehnt.

Für den Ausbau der St. Antoniuskirche werden 20 000 Zloty als Subvention bereitgestellt, zahlbar in zwei Raten, die in das Budget eingestellt werden. — Dem Antrag des Ingenieurs Polaczek, am Plac Piotra Skargi eine Benzintankstelle aufstellen zu dürfen, wird stattgegeben. — Punkt 9, 10 und 11 der Tagesordnung sind nur formelle Angelegenheiten und werden ohne weitere Debatte en bloc angenommen. Dem T. C. L. wurde zum Bau eines Versammlungshauses 2000 Zl. als Subvention bewilligt.

Der wichtigste Punkt der Tagesordnung, Bau von Wohnhäusern, löste eine weitgehende Diskussion aus. Der überaus fühlbare Wohnungsmangel erfordert weitgehende Maßnahmen zur Abhilfe, und waren verschiedene Projekte in Vorschlag gebracht worden. Man einigte sich schließlich auf den Bau eines Wohnhauses auf der ul. Skolna, hinter der Pfarrei in Laurahütte, mit 32 Wohnungen, bestehend aus Stube und Küche und 16 Wohnungen mit 2 Stuben und Küche, mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Zloty. — Die Neuwahl einer Baukommission wurde auf die nächste Sitzung vertagt.

Ferner gibt der Bürgermeister Kenntnis von einem Schreiben, unterzeichnet von Herrn Halaczek, daß die Gemeindevertreter Mionskowiak, Skoluda, Szyrba sowie die ehemaligen deutschen Sozialdemokraten Mlotzek, Makosch, Swobinsky und der auf der deutschen Schöffenliste gewählte Sozialdemokrat Pyttel eine neue Fraktion bilden, die den Namen „Unparteiische Arbeitspartei" führt. Von Herrn Halaczek wundert es nur nicht, daß er wieder einmal das Bedürfnis zur Neubildung einer Partei gehabt hat, da er in verhältnismäßig kurzer Zeit schon sehr oft seine politische Ansicht gewandelt hat.

Myslowitz

Unverschämtheit der Hauswirte. Die überaus strengen Fröste haben so manches Uebel hervorgerufen. Neben den Eisenbahnverspätungen, der Wolfsplage, weißer Tod usw. sind in Myslowitz, wie darüber bereits gemeldet worden ist, mehrere Wasserleitungsrohre geplatzt. Dadurch entstand eine große Wasserkalamität. Sofort fanden sich aber einige Hauswirte, welche dieses zur eigenen Bereicherung ausnutzten. Es gab welche, die sich in der Unverschämtheit soweit verstiegen und für die Kanne Wasser 0,25 bis 1 Zl. abverlangten. Die Leute in ihrer Not zahlten. — Es ist der Wahnsinn unserer Zeit aus der Notdurft der Mitmenschen Geschäfte zu machen. Wo bleiben die Instanzen, die einem solchen Vorgehen Dämme errichten? Die Leute müßten diese Hausbesitzer zur Anzeige bringen, damit endlich aufgehört wird ähnlichen Notstand zu Bereicherungszwecken zu gebrauchen. Diese Hausbesitzer haben ihrer sittlichen Weltanschauung ein sehr trauriges Zeugnis ausgestellt. Eine Schande ist es.

Der Ausbau der Verkehrsmittel in Polnisch-Oberschlesien

Das wirtschaftliche Leben in Polnisch-Oberschlesien hat sich in den letzten Jahren aus der schweren Krise etwas erholt. Es gilt jetzt, die Verkehrsmittel den wirtschaftlichen Verhältnissen besser anzupassen, die sich hauptsächlich in diesem Jahre als unzulänglich erwiesen haben. Seit der Uebernahme Poln.-Oberschlesiens durch die polnische Regierung wurden einige Bahnlinien neu gebaut, die sehr dringend notwendig waren, die aber bei weitem nicht genügen, um einen klaglosen Abtransport der schlesischen Produktion zu ermöglichen. Die neue Bahnlinie Chorzow-Scharley, die 5 Kilometer lang ist und die gleich nach der Uebernahme gebaut wurde, dient lediglich zu dem Zwecke, um den Bahnverkehr in der nördlichen Richtung nicht über das deutsche Gebiet, durch die Stadt Beuthen, leiten zu müssen. Das gleiche gilt auch für die zwei weiteren Bahnstrecken, beispielsweise Makoschau-Gieraltowitz und Kalety-Podzamcze, die Polen nach der Uebernahme gebaut hat. Im ersteren Falle wollte man den Knotenpunkt Sosnitza, der bereits auf deutscher Seite liegt, nicht berühren. Die neue Bahnstrecke Kalety-Podzamcze mußte wegen dem Umkreisen des deutschen Gebietes über Kreuzberg gebaut werden. Alle diese drei Bahnstrecken waren für Polen dringend notwendig gewesen, brachten aber dem Waren- und Personentransport keine weitere Erleichterung. Die Transporte berühren jetzt zwar das deutsche Gebiet nicht mehr, aber eine Verkürzung der Transporte ist dadurch kaum eingetreten.

Eine Erleichterung im Verkehr brachte die neue Bahnstrecke Kochlowitz-Bismarckhütte, die in der südlichen Richtung eine Verkürzung und zugleich eine Entlastung des Kattowitzer Bahnhofes brachte. Dasselbe kann man auch von der neuen Bahnlinie Pawlowitz-Chybie sagen, die ebenfalls eine Verkürzung der Bahnstrecke Rybnik-Krakau-Oderberg brachte. Wertvolle Dienste leistet auch die neue Bahnlinie an der Oder, Olsau-Brzesie bei Ratibor. In Teschen-Schlesien wurde noch die Bahnlinie Skotschau-Ustron-Weichsel neu gebaut. Es sind also 7 neue Bahnlinien, die seit der Uebernahme Polnisch-Oberschlesiens durch die polnische Regierung neu erbaut wurden. Die Länge der neuen Bahnstrecken beträgt 105 Kilometer und die meisten liegen außerhalb des Industriegebietes. In Frage kommt die neue Bahnlinie im Kreise Lublinitz-Sirzybin-Wosniki, die im Frühjahr gebaut wird, ferner Sohrau-Pleß-Neuberun und schließlich Groß-Dombrowka-Zombkowice. Diese drei neuen Bahnlinien befinden sich zum Teil im Bau, oder werden demnächst gebaut. Daß alle diese neuen Bahnstrecken unbedingt erforderlich waren, unterliegt keinem Zweifel, aber uns dünkt, daß es viel wichtiger ist, in Polnisch-Oberschlesien einen neuen großen Rangierbahnhof zu schaffen. Davon ist zwar auch schon die Rede gewesen, doch wird diese Frage von Jahr zu Jahr verschoben.

Der Personenverkehr läßt in Polnisch-Oberschlesien auch noch viel zu wünschen übrig. Gewiß wurden auch hier einige Neuerungen eingeführt, die aber unzulänglich sind. Es wurde eine neue Straßenbahnlinie zwischen Kattowitz und Sosnowice gebaut und der Autobusverkehr ist allgemein bekannt. Doch kommen diese Verkehrsmittel für die große Masse des schlesischen Volkes weniger in Betracht, und die Bahnverwaltung hat auf dem Gebiete des Personenverkehrs so gut wie gar nichts unternommen. Das sehen wir jetzt in der kalten Zeit, wie unzulänglich die Personenbeförderung auf der Bahn in Polnisch-Oberschlesien ist. Man zeigt bei den maßgebenden Stellen gar kein Verständnis für die Einführung des Ortsverkehrs in dem engeren Industriegebiet, obwohl das der einzige Ausweg wäre, den Schwierigkeiten bei der Personenbeförderung aus dem Wege zu gehen.

Weißer Tod. Gestern vormittags befand sich ein Bauer mit seinem Gespann auf der Fahrt von Oszek nach Oswiencim, woselbst er Einkäufe besorgen wollte. Auf dem Fuhrwerk befand sich die Frau des Bauern, die während der Fahrt einschlief. Als das Gefährt in Oswiencim ankam, fand der Bauer seine Frau bereits in erstarrtem Zustande vor. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Der weiße Tod hatte sein Opfer gefordert.

Im Lazarett verstorben. Infolge der erlittenen Verletzungen bei der vor kurzem gemeldeten Schlägerei in Schoppinitz, auf der ul. Sienkiewicza, verstarb einer der Messerhelden und zwar Pietrzykowski im Gemeindelazarett zu Rosdzin.

Beim Kohleklauben lazarettfähig geschlagen. In diesen Tagen kam es auf der Halde der Myslowitzgrube zu einer schweren Schlägerei. Die Ursache hierfür war ein Streit zwischen zwei arbeitslosen Kohlenklaubern, welche um ihr Kohlenrevier gegenseitig betrogen worden sind. J. Siekiora aus Myslowitz wurde von seinem Kumpel Langer auch aus Myslowitz, vermittels einer vorgefundenen Wagendeichsel derart vermöbelt und schwerverletzt, daß er ins Knappschaftslazarett in Myslowitz überführt werden mußte. Ein Opfer der Arbeitsnot und des sozialen Elends.

Eine blutige Hochzeit. Bei einer Hochzeit in Golawiez gerieten mehrere Teilnehmer in Streit. Wie es nicht anders bei solchen Keilereien sein kann, man griff sofort zum Messer. Ein gewisser Kasimir Kordon wurde so zerstochen, daß er in bewußtlosem Zustande ins Myslowitzer Lazarett überführt wurde. Es besteht wenig Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Die Kreiskrankenkasse in Schwientochlowitz.

Seit dem 28. Januar befindet sich die Krankenkasse in ihrem eigenen Heim an der Krakauerstraße 48, das neu erworben wurde. Bis zum Jahre 1928 hat es im Kreise Schwientochlowitz 6 Allgemeine Krankenkassen gegeben und zwar in Bismarckhütte, Lipiny, Scharley, Schlesiengrube und Ruda. Sie wurden langsam liquidiert und am 1. Januar 1928 waren die Liquidationen beendet. Die liquidierten Krankenkassen wurden der größten Allgemeinen Krankenkasse in Schwientochlowitz angeschlossen und so entstand die Kreiskrankenkasse in Schwientochlowitz. Die Schwientochlowitzer Starostei drängte darauf und ihr ist in erster Linie die Verschmelzung der 6 Krankenkassen zuzuschreiben. Grundsätzlich wäre dagegen nichts einzuwenden, wenn darunter die Interessen der Versicherten keinen Abbruch erleiden würden. Das scheint nicht der Fall zu sein, obwohl die Kassenverwaltung sozialistenrein ist. Im April finden die Wahlen für den Kassenausschuß statt und es wird Aufgabe der sozialistisch aufgeklärten Arbeiterschaft sein, sich durch die Christen aller Schattierungen nicht von der Kassenverwaltung verdrängen zu lassen. Da heißt es aufzupassen und die Aufklärungsarbeit rechtzeitig einzuleiten.

Die Kreiskrankenkasse in Schwientochlowitz zählt 16 000 Mitglieder, was mit den Familienmitgliedern gegen 40 000 versicherte Personen beträgt. Die Kassenverwaltung beabsichtigt, in allen größeren Orten Zahlstellen einzurichten, um der Lauferei nach Schwientochlowitz zu begegnen. Das hätte sie schon früher tun sollen, als sie noch über die Lokalitäten der bereits liquidierten Ortskrankenkassen verfügte. Die Mitgliedsbeiträge machen 6 Prozent des gesetzlich ermittelten Lohnes aus. Die Krankenunterstützung wird gleich vom ersten Tage der Erkrankung des Mitgliedes gezahlt. Neben dem üblichen Krankengelde wird noch ein Kinderzuschuß gewährt. Die Verwaltungskosten betragen 7½ Prozent der Einnahmen.

Die Krankenkasse wird nach der Verschmelzung durch einen kommissarischen Vorstand verwaltet, der schon länger als ein Jahr die Geschäfte der neuen Kreiskrankenkasse leitet. Der kommissarische Vorstand wurde durch die Starostei eingesetzt und setzt sich aus drei Personen zusammen, selbstverständlich solchen, die der Starostei genehm waren. Sonderbarerweise konnte sich die Starostei lange Zeit nicht entschließen, die Krankenkassenwahlen auszuschreiben und ließ die kommissarische Verwaltung länger als 1 Jahr schalten und walten. Da nun die Wahlen im April stattfinden werden, so kommen endlich auch die Versicherten zum Wort.

Lastauto und Fuhrwerk. Ein Lastwagen der Fürstl. Plessischen Bierbrauerei stieß auf der ul. Krakowska in Bismarckhütte mit einem Fuhrwerk zusammen. Letzteres wurde stark demoliert und auch der Kutscher trug Verletzungen davon. Das Auto dagegen fuhr gegen einen Bordstein **und wurde gleichfalls stark beschädigt.**

Bau einer neuen Elektrolyse-Anlage. Die Schlesische A.-G. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine erhielt vom Wojewodschaftsrat die Erlaubnis zum Bau und zur Inbetriebnahme einer Elektrolyse-Anlage zur Produktion von Zink in Kamien im Kreise Schwientochlowitz. Ferner ist die Erlaubnis zum Bau und zur Inbetriebnahme einer elektrischen Gasreinigungsanlage in Lazyhütte und zur Einrichtung einer Anlage für die Blendeverladung in der Rösterei der Lazyhütte erteilt worden.

Opfer der Kälte. Erfroren aufgefunden wurde bei Czarny Las der Arbeiter Wilhelm Morzalla aus Orzegow.

Pleß und Umgebung

Kostuchna. (Achtung, Freie Sänger.) Heute, am Sonnabend, abends, Zusammenkunft im Gasthaus Weiß. Die zu unserem Vergnügen bestellte Kapelle wird für Unterhaltung sorgen.

Rybnik und Umgebung

Der rote Hahn. Dem Landwirt Paul Gajda aus Jastrzemb brannte anfangs dieser Woche die Scheune nieder. Das darin lagernde Stroh sowie mehrere landwirtschaftliche Maschinen wurden ein Raub der Flammen. Der Schaden beläuft sich auf 6000 Zloty.

Bielitz und Umgebung

Einbruch in Alexanderfels. Ein Einbruch verübt wurde in die Wohnung des Jan Antonik in Alexanderfels, aus der aus einer Schublade eine goldene Uhr, 44 goldene Ringe und zwei goldene Ketten gestohlen wurden. Antonik hat einen Verlust von annähernd 6000 Zloty zu beklagen.

Deutsch-Oberschlesien

Großes Schadenfeuer in Groß-Strehlitz.

Die Gräflich-Schlieffen-Renardsche Güterdirektion wurde heute von einem Großfeuer heimgesucht. Gegen 1 Uhr nachmittags brach in dem großen, langgestreckten Gebäude am Eingang des Schloßparkes, in dem die Wohnräume des Güterdirektors Lohstkötr, die Rentmeisterei und andere Büros untergebracht sind, ein Brand aus, der rasch um sich griff. In kurzer Zeit stand der Bau in hellen Flammen. Die Feuerwehren aus der Umgegend waren sofort zur Stelle, konnten aber wegen des infolge der großen Kälte herrschenden Wassermangels nicht viel ausrichten. Die Wehren mußten sich darauf beschränken, die umliegenden Gebäude zu schützen. Bis in die späten Abendstunden züngelten die Flammen aus dem brennenden Verwaltungsgebäude. Der Schaden ist sehr groß. Wertvolle Akten aus dem 14. Jahrhundert wurden ein Raub der Flammen. Als Entstehungsursache des Feuers wird Unachtsamkeit beim Auftauen der zugefrorenen Wasserleitungen angenommen.

Fast zur selben Zeit war im benachbarten Sucholona eine große Feldscheune in Brand geraten. Die Scheune wurde ein Raub der Flammen. Als Entstehungsursache dieses Brandes wird Kurzschluß angenommen.

Oppeln. (Gasvergiftung einer ganzen Familie.) Infolge Gasvergiftung mußte die Familie des Arbeiters Tenschert von hier, Sternstraße 4 wohnhaft, bestehend aus vier Personen, in das Krankenhaus eingeliefert werden. Zum Glück sind die Vergiftungen bei drei Familienmitgliedern unerheblicher Natur, doch liegt eines der Kinder schwer erkrankt darnieder. Es konnte bisher nicht festgestellt werden, ob es sich um eine Kohlengasvergiftung handelt, zumal durch die im Kellergeschoß liegende Wohnung keine Gasleitung hindurchgeht. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Gase von der Straße aus in die Wohnung eingedrungen sind. Die eingeleiteten Ermittelungen durch das Gaswerk werden Aufklärung schaffen.

Geschäftliches

Reise nach Venedig

Der Brenner war in der dritten Morgenstunde erreicht, die Paßkontrolle war bald überstanden, und als der frühe Morgen kam, zeigte er das wilde Tal der Eysack und hohe, fahle Berge. Auf einem Bergriegel schimmerten die weißen Mauern des Klosters Säben. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Die Eisenbahn donnerte, und die Brücken legten sich leicht über den rauschenden Gesang des schäumenden Flusses. Steile Porphyrwände glühten. Das Licht stürzte über die Berge, und dann kam die Stadt Bozen und entfaltete sich lieblich wie eine junge Frau inmitten großer Schönheit und Abenteuer.

Die Schönheit: die Landschaft. Das Abenteuer: die faschistische Diktatur. Auf dem Bahnhof sieht man überall das römische Rutenbündel und das blanke Henkerbeil. Viele grünweißrote Fahnen wehen. Im Zug fährt ein bewaffneter Faschist mit, und an unserem Abteil wandert ein junger Offizier mit kaltem, hochmütigem Gesicht vorüber. Wir fahren in den blühenden Morgen hinein. Jetzt wird in Südtirol die Schulstunde beginnen. Die deutschen Kinder müssen italienisch sprechen und Mussolini mit ins Gebet einschließen. Die Lehrer dürfen nur mit der theatralischen Gebärde des ausgestreckten Armes grüßen. Auf den südlichen Fieberinseln bei Sizilien schmachten viele Verbannte.

Die Eysack ist schon lange in die Etsch gemündet. Das blaue Massiv des Mendels ist versunken. Hinter der Salurner Klause beginnt das italienische Sprachgebiet. Die rund 160 Kilometer Fahrt vom Brenner war Reise durch altes, deutsches Kulturland, über dem, wie über ganz Italien, heute die schwarzen Schauer der Bedrückung wehen. Aber immer noch blühen die Berge, immer noch schwellen die Weingärten. Die ersten Zypressen schießen steil ins Licht. Bald kommt Trentino, die weiße Stadt mit den römischen Ruinen und den pompösen Palästen.

Das Tal der Etsch wird weit und breit. Rovereto zeigt sich und seine schwarzen Fabriken. Die brandigen Narben des Weltkrieges werden sichtbar, man sieht Trümmerhaufen und Schützengräben, halbzerstörte Dörfer und Gehöfte. Durch das Land und über die Berge ging die österreichisch-italienische Front und donnerte und blutete vier Jahre. Der Anblick der Trümmer ist wie der Anblick einer gräßlichen Wunde in einem schönen Gesicht. Bald ist der Schrecken hinter uns, wir fahren im Engpaß von Verona, der nur der Etsch, der Eisenbahn und der Straße Raum zum Durchbruch gibt. Hinter dem vielverschlungenen Felsentor stürzt wie aus einem Füllhorn die Schönheit: wir fahren durch die Landschaft Valolicella, die durch ihre Marmorbrüche und Weingärten berühmt ist.

Ja, wir sehen endlose Weingärten und sanfte Hügel, auf denen weiße Villen schimmern. Die Lessiner Berge bauen ihre flammenden Zackenmauern, die Hügel von Verona erheben sich, und an den Füßen aller Berge und Hügel liegt die alte Stadt selbst, in die Shakespeare das Schicksal einer großen Liebe stellte. Aber man sieht nur graue Festungsanlagen, die zwei schmutzigen Bahnhöfe, ferne Türme und die Mitspieler im neuen italienischen Trauerspiel: faschistische Wachtposten.

Von Verona aus fährt man in zwei guten Stunden mit dem Schnellzug nach Venedig und mündet, nachdem man die Voralpen durchquert hat, in die reiche venezianische Ebene ein. Die blauen Täler der Lessiner Berge suchen das Tiefland, links und rechts der Strecke bauen sich vulkanische Hügel auf, man sieht alte Türme, Ruinen und Schlösser, weiße Dörfer und eine ferne kleine Stadt. Bald kommt Vicenza und dann die Stadt Padua. Das Land ringsum ist antiker Boden und Kampfplatz vieler Völker und Geschlechter gewesen. Viele Kriege gingen brüllend durch die Jahrhunderte. Die fruchtbare Erde hat viel Menschenblut getrunken. Die Felder, auf denen Mais, Reis und Wein gedeiht, sind heute wohlgepflegte Gärten. Aber bald endet die Pracht, Rauch schwärzt den Himmel an. Mestre ist erreicht, die alte Stadt Mestre, die auch einmal von Atilla zerstört wurde und nun wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und Handelsplatz ist. Das feste Land wird von Sumpf und Wasser gefressen. Kleine zerfetzte Inselchen stehen in der blauen Flut. In die Flut stößt der mächtige Damm der Eisenbahn, links und rechts von den schwarzen Adersträngen elektrischer Lichtleitungen begleitet. Dann tauchen die kostbaren Schattenrisse Venedigs auf. Ein Fischerboot mit ockergelben, lichttriefenden Segeln schwimmt über das Wasser. Ueberall strömt das Licht, bis der häßliche Bahnhof alles auslöscht. Der Bahnhof ist, wie viele Bahnhöfe in der Welt, nur ein Tor, durch das man gehen muß. Und wir gehen durch das schwarze Tor, durchbrechen die schreiende Mauer der Portiers und Schlepper, die für ihre Hotels werben, und stehen vor dem Canal Grande. Von den Wänden der kleinen Kirche links am Bahnhof blickt das finstere Schauspielergesicht des Renegaten Mussolini.

Der Reisende aus dem Schnellzug war vor fünfzehn Jahren schon einmal in Venedig gewesen, da war er ein junger Landstreicher und mußte nach sechs Stunden schon weiter. Diese sechs Stunden hatten sein Blut viele Jahre verzaubert, und das Bild, das sich heute entfaltete, stimmte mit dem Bilde seiner Erinnerung nicht mehrüberein. Ja, das war schon die alte Stadt mit den 119 Inseln und Inselchen, das waren schon die berühmten Paläste, aber als er mit der Gondel einen unberühmten Kanal befuhr, zu dessen Seiten die nackten Ziegelmauern unberühmter Häuser emporwuchsen, da wußte er, daß er damals nur eine Seite der Stadt gesehen hatte, die Lichtseite. Auch das war Venedig: die baufälligen Häuser, die schmutzigen Kanäle, die dunklen Gassen, die wachsbleichen Kinder, die Arbeitslosen, also: der Schatten hinter dem Licht, die Tränen hinter dem Gelächter. Und als die Gondel die stillen Gewässer verließ und in gelinder Schleife am Canal Grande bei der Terrasse eines Hotels anlegte, da kam der Rausch der frühen Jahre wieder, aber vielleicht war es nur das Triumphgefühl: einmal im Licht zu leben am Canal Grande des Lebens...

Der Canal Grande ist nur eine der vielen Wasseradern, die Venedig durchkreuzen. Hier gibt es keine Wagen, Autos und Pferde, auf den Kanälen braust Tumult der Arbeit, kleine Dampfer fahren, schwarze Gondeln gleiten dahin, schwere Lastkähne schwimmen tief in der Flut. Der Reisende verließ das Hotel und streifte durch die Stadt. Er kam nach dem Markusplatz, bestaunte die Markuskirche und den Dogenpalast, der so schön ist, daß er manchmal wie eine Imitation seiner selbst aussieht. Dann ließ er sich blenden von der Piazetta, aber bald verließ er den Platz, kam an die Seufzerbrücke (die Tränen hinter dem Gelächter) und wanderte über die Riva degli Schiavoni, an der die Schiffe nach dem Lido anlegen, zur Via Garibaldi.

Auf dem Marktplatz schwärmten die Fremden, auf dem Markusplatz flatterten die Tauben, auf der Via Garibaldi strömte das Volk, geisterten die Fledermäuse. Die ersten Lichter brannten schon. Ein Kino war zu sehen, dessen Eingang ein altes, kirchliches Portal war. In diesem Kino warb Amerika mit aller Macht für sein Weltbild und Schönheitsideal. Auch das war Venedig, und das neue Gesicht sah der Fremde noch viele Male. Auf dem Lido tanzten und sangen die Neger. Viele Glasfabriken der Insel Murano lagen still. Ueberall in den schmutzigen Vorstädten sah man die Schatten hinter dem Licht. Und als unser Freund an jenem ersten Abend heimging, stieß er an der Sestri di Castelli auf eine Menschenansammlung, die einem Lautsprecher zuhörte. Die Technik triumphiert über die alten Paläste. Paris war in jener Gasse zu hören und dann hymnische Musik aus Berlin.

Max Barthel.



Die vereiste Lokomotive

Infolge des anhaltenden Frostes treffen die Lokomotiven der Nacht-Fernzüge, mit einer dicken Eis- und Schneekruste bedeckt, auf den Bahnhöfen ein.

Es ändern sich die Zeiten...

Der „goldene Boden" des Handwerks — Die Umwertung aller Werte

Zeitalter der Maschine! Fabriken, industrielle Großanlagen, Konzentration von Kapital, und starke Industriebevölkerung überall. Riesenkonzerne und Trusts entstehen, umfassen weite Produktionsgebiete zu wirtschaftlichen Einheiten. Das Lied der Arbeit hat einen anderen Rhythmus angenommen. Aus dem Pink-Pink der Nagelschmiede ist das wuchtige Gedröhn des Dampfhammers entstanden, der pfeifende Hebel wird übertönt von der heulenden Hobelmaschine; weite Hallen mit ratternden Maschinen, surrenden Motoren haben das trauliche Werkstattbild des Mittelalters verdrängt.

Zeitalter der Maschine! Und doch! Im trüben Hinterhof des Vorstadtviertels schafft noch der Handwerker. Mit kargen Produktionsmitteln, oft mit keinem oder nur wenig Gesellen arbeitend, hat er sich in diese Zeit hinübergerettet. Aber in hochtönenden Reden wird noch immer von Deutschlands Gewerbefleiß und von der Belebung des Handwerks geredet und glaubt man noch immer zu wissen, daß Handwerk „goldenen Boden" hat. So täuscht der Satz von der Reellität des Handwerks, der schon seit Jahrzehnten seine Bedeutung zu verlieren begann, immer wieder über die absterbende Tendenz dieses Gewerbes hinweg. Handwerkerstolz, Kleinmeisteridyll, eigene Existenz sind schwindender Glaube, verlorene Hoffnung. Kapitalismus prägt unsere Zeit. Mittelalter besteht nicht mehr. Aber nicht unverstanden und resigniert wollen wir diese Zustände betrauern und uns immer wieder in die „gute, alte Zeit" hineinträumen, sondern ein wenig durch den Nebel schöner Worte und Hoffnungen in das weite Gelände wirtschaftlicher Realitäten schauen.

Haus- und Lohnwerk war die Urform des Handwerks; im Mittelalter war seine Hochblüte, hier fand es seine idealste Form: Die nur in geringem Maße erforderlichen Rohstoffe waren im Eigenbesitz. Der Kunde war vorhanden, Konkurrenz konnte durch ein weises Zunftgesetz nicht aufkommen. Der Arbeitsraum war dem Wohnraum angegliedert, Gesellen und Lehrlinge der Familie einverleibt. So war der Lebensraum ein geschlossener, die Existenz gesichert. Handwerk hatte goldenen Boden. Und hätte ihn auch behalten, wenn nicht fortschrittseifrig und profitbegehrlich eine neue Wirtschaftsepoche in diese stille Lebenswelt einbrach: die kapitalistische Produktionsweise.

Die Maschine leitete die neue Zeit ein. Keine brutale Gewalt trieb den Kleinmeister aus Haus und Werkstatt, niemand hinderte ihn, mit Werkfreudigkeit seine Arbeit auch weiterhin zu verrichten. Aber die Maschine hatte eine Tücke besonderer Art, sie produzierte wohlfeiler, sie entwertete die Produkte, die in der Werkstatt entstanden. Immer stärker geriet der Handwerksmeister ins Hintertreffen. Nicht mehr konkurrenzfähig mit der Maschine, war er auch nicht in der Lage, sein Arbeitsmittel — das Werkzeug — auf die Maschine auszudehnen. Es fehlte ihm an Kapital. Die Verfügung über die Maschine blieb das Vorrecht der besitzenden Klasse.

Stürmische Aufwärtsbewegung der Industrie folgte. Aber noch auf Jahrzehnte hinaus konnte das Handwerk seine Existenzsicherung neben diesen Riesenproduktionsstätten haben. Bestimmte Eigenarten des Handwerks blieben zunächst von dem Einfluß der Maschine noch unberührt, auch konnten sich neue Handwerke, wie u. a. durch die Erfindung und Auswertung der Elektrizität hervorgerufen, entwickeln. Aber selbst diese Neubildungen berechtigen nicht zu der Annahme, daß das Handwerk vielleicht nur unter gegenwärtiger Krise, aber nicht unter ständigem Verfall zu leiden hat.

Rationalisierung, d. h. der immer stärkere Einsatz von Maschinen an Stelle der menschlichen Arbeitskraft, schaltet immer mehr die ausübende und formende Hand im Produktionsprozesse aus, die nur noch zur ordnenden und regulierenden Tätigkeit degradiert wird. Typisierung, Normierung — Amerika weist hier eine weit radikalere Entwicklung auf — verdrängt durch die billigere Herstellung nur weniger Typen die mannigfachen, noch nach individuellem Geschmack hergestellten Arten. Es ist in diesem Zusammenhang beachtlich, wie selbst die Kleidung, die immer den größten Spielraum für eine persönliche Geschmacksbefriedigung aufwies, durch die „strenge Mode" eine fabrikmäßige Massenherstellung als Konfektion ermöglichte. Die Herstellung eines Fahrradtyps und die dementsprechende Normierung der Ersatzteile wird in Zukunft auch immer mehr diesen Reparaturhandwerker ausschließen.

In hohem Maße hat sich in heutiger Zeit schon der Handwerksmeister auf dem Arbeitsnachweis in die Reihen der Unterstützungsempfänger gestellt. Seine Werkstatt ist geschlossen, seine bescheidenen Arbeitsmittel rosten, sind vielleicht schon entäußert; und nur vage Hoffnungen bestehen, sich aus der Krise heraus, in eine gesicherte Existenz zu retten. Der einst so berufsstolze Handwerksmeister ist zum Proletarier geworden, der oft nicht mehr die Möglichkeit hat, wenigstens seine Arbeitskraft gewinnbringend zu betätigen.

In Zeiten der Arbeitslosigkeit wird oft noch von dieser Seite der Versuch gewagt, durch die Gründung einer eigenen Existenz aus der langen Reihe der Erwerbslosen auszubrechen. Schein- und Hungerexistenz sind solche Gründungen, da nur durch Heraufsetzung der Arbeitsstunden ein dem Lohn des Arbeiters entsprechendes Einkommen erreicht wird. Bald aber liquidiert der Rationalisierungsprozeß auch solche Gründungen.

Handwerk, einstens die frohe, schöpferische Arbeit an einem Stück, die Grundlage einer lebenssicheren Existenz, ist heute weit in die Peripherie der Produktion gerückt. Der goldene Boden des Handwerks ist heut durch den eisernen Boden der Industrie ersetzt worden.

W. L.



Der Sitz der Pariser Sachverständigen-Kommission

Unser Bild zeigt das Hotel „Astoria" in Paris, in dessen Räumen die Sachverständigen-Kommission für die Revision des Dawes-Abkommens ihre Sitzung abhalten wird. Die feierliche Eröffnung der Konferenz wird jedoch nicht im Hotel „Astoria" sondern in dem „Goldenen Saal" der Bank von Frankreich stattfinden.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Vor dem Generalstreik

Wohl kein Streikbeschluß der Gewerkschaften hat in weiten Volkskreisen einen so ungeheuren Widerhall gefunden, wie der letzte Beschluß der Bergarbeiter. Die drückende Lage der Arbeiterschaft hat selbst im Lager der Unternehmer Aufmerksamkeit erweckt, wenn auch noch keine Nachgiebigkeit, sich den Verhältnissen anzupassen und einige Direktoren abzubauen, um so die Löhne der Arbeiter selbst erhöhen zu können. Der Streikbeschluß wurde um so bedeutungsvoller, als bestimmte Vorgänge doch den Anschein erwecken, als wenn ihm politische Motive nicht ganz fern lägen. Dieses politische Moment wurde erst hineingetragen, als bekannt wurde, daß eine bestimmte Gewerkschaftsrichtung von amtlichen Stellen gepflegt und gehegt wird und die sich zum Ziel gesetzt hat, die bestehenden Gewerkschaftsorganisationen zu vernichten. Wenn die „Generalföderation der Arbeit" den Gewerkschaften, beziehungsweise der Arbeitsgemeinschaft, nicht zum Vorwurf gemacht hätte, daß sie sich um die Lage der Arbeiterschaft nicht kümmere, vielleicht wäre man dann noch auf die weiteren Schlichtungsinstanzen und das Schiedsgericht eingegangen und hätte den Spruch der Instanzen abgewartet, bevor der Beschluß zum Generalstreik erfolgt wäre. Aber hier haben die amtlichen Stellen vollkommen versagt und nicht zuletzt der Arbeitsminister, bei dem die Organisationen vor ihrem Beschluß vorstellig waren. Der Hinweis, daß die Gewerkschaften die zwischen ihnen und den Arbeitgebern getätigten Vereinbarungen nicht inne gehalten haben, wird dadurch hinfällig, als die Regierung selbst so oft Versprechungen und Zusicherungen gemacht hat, die ebensowenig innegehalten wurden u. da man annehmen mußte, daß die Regierung nicht gewillt ist, den Wünschen der Gewerkschaften nachzukommen, so ist eben der Beschluß zustande gekommen, am 11. Februar in den Generalstreik zu treten.

Bemerkenswerterweise haben sich alle Bezirke beziehungsweise Kohlenreviere hinter den Beschluß der oberschlesischen Arbeitsgemeinschaft gestellt und selbst die Klassenkampfverbände, die nicht der Arbeitsgemeinschaft angehören, haben den Beschluß gebilligt und seine Unterstützung in Aussicht gestellt. Man soll nun nicht daraus schließen, daß die gesamte Arbeiterschaft „freudig" in diesen Kampf eintritt. Aber nach dem bisherigen Verhalten der Regierung und der Arbeitgeber blieb ja der Arbeitsgemeinschaft kein anderer Ausweg übrig und so kam der Generalstreikbeschluß zustande. Merkwürdig berührte es, als bei der Aussprache beim Arbeitsminister Jurkiewicz die Frage aufgeworfen wurde, ob denn die Betriebsräte berufen seien, an der Entscheidung betreffend des Streiks mitzuwirken und daraus geht nur allzudeutlich hervor, daß man gern die Betriebsräte als ein überflüssiges Mittel beiseite schieben möchte. Dieser Wunsch besteht ja zunächst nur bei den Arbeitgebern, aber die Regierung kommt gern deren Wünschen nach. Und gerade in diesem Generalstreik wird es sich zeigen, welche Bedeutung den Betriebsräten zukommt, welchen Einfluß sie auf die Belegschaften haben. — Es wurde ja immer erklärt, daß die Betriebsräte nicht ohne Rücksprache mit der Belegschaft handeln und so wird sich auch die Regierung überzeugen können, was sie noch zu sagen haben. Der Umstand, daß die Regierung sich nicht entschloß, wenigstens bindende Zusagen der Beihilfe beim kommenden Streik zu machen, läßt darauf schließen, daß sie sich ganz auf den Standpunkt der Arbeitgeber stellt.

Nun kam am Donnerstag die überraschende Kunde, daß die Regierung bereit ist einzugreifen und zwar beruft sie ein Schiedsgericht für den 17. Februar ein und fordert so von den Gewerkschaften, daß sie den Generalstreik verschieben, bis der Schiedsspruch gefallen ist. Wir wollen nicht unterschieben, daß dieser neue Antrag an die Gewerkschaften ehrlich gemeint ist. Aber wir wundern uns sehr darüber, daß die Erkenntnis erst so spät kam. Das, was man jetzt vollziehen will, hätte der Arbeitsminister bereits bei der Rücksprache der Gewerkschaften in Warschau durchführen lassen sollen und man hätte eben mit dem Beschluß noch abgewartet. Heut muß der Anschein erweckt werden, als wenn die Regierung mit der Einsetzung des Schiedsgerichts in Oberschlesien in diesem Streitfall die Pläne der Gewerkschaften durchkreuzen will, also rundweg herausgesagt, so den Generalstreik verhindern. Nicht wir haben darüber zu entscheiden, was die Gewerkschaften tun werden. Wir haben zu der Arbeitsgemeinschaft kein sonderliches Vertrauen, denn sie hat im Interesse des „sogenannten Vaterlandes" so oft Arbeiterinteressen geopfert und so kam es, daß man ihr schließlich noch als Sargnagel die „Föderacja Pracy" aufgezwungen hat. Aber nachdem der Streikbeschluß da ist und die Arbeitsgemeinschaft dafür die Verantwortung trägt, wollen wir ihr nicht in den Rücken fallen, sondern unterstreichen mit allem Nachdruck, daß es Pflicht jeden Arbeiters ist, der Parole seiner Gewerkschaft zu folgen und deren Beschlüsse auszuführen. Wie gesagt, ob der Generalstreik schon am 11. Februar beginnen wird oder ob man ihn auf einen späteren Termin verlegt, daß wird am Sonntag in der Betriebsrätetagung entschieden werden. Die Gewerkschaften tragen die Verantwortung und darum müssen sie auch in ihren Entscheidungen unbeeinflußt verbleiben. Denn in diesem Kampf handelt es sich mehr, als um einen bloßen Lohnstreik, es soll hier erwiesen werden, ob die Arbeiter überhaupt um ihre soziale Befreiung kämpfen wollen.

Wie gesagt, wir haben zu der Aktion der Regierung nicht das mindeste Vertrauen, weil es den Anschein hat, als wenn die Pläne der Gewerkschaften beziehungsweise der Generalstreik selbst durch das Vorgehen der Regierung durchkreuzt werden soll. Nun verspricht die Regierung eine Untersuchungskommission als Allheilmittel einzusetzen, die die Lage der oberschlesischen Bergarbeiter nachprüfen und deren Notlage feststellen soll. Wir haben in Oberschlesien schon genügend Kommissionen gehabt, aber trotzdem blieben die Löhne der Bergarbeiter die niedrigsten der ganzen Welt. Wir erinnern nur an die Feststellungen der Enquettekommission, die man mit soviel Pathos verkündigt hat und nun liegen sie begraben, ohne daß die gegenwärtige Regierung aus ihnen die nötigen Schlußfolgerungen zieht. Und auch mit den Ergebnissen der neuen Kommission dürfte es nicht anders werden. Es kommt nämlich weniger darauf an, die Lage untersuchen zu lassen, als darauf, bewußt helfen zu wollen und da man weiß, daß der sogenannte „Etatismus" bei uns nicht weiter reicht, als sich mit den Arbeitgebern zu verbinden, so ist die Hilfe aus einer Untersuchungskommission beziehungsweise deren Erforschungen eine höchst zweifelhafte. Die Lage der Bergarbeiter fordert schnelle Hilfe und der inzwischen eingetroffene Kommissar der Regierung wird nichts anderes als deren Notwendigkeit feststellen können. Wenn es der Regierung wirklich ehrlich mit ihrem Vorschlag gemeint ist, so hätte sie ja bereits am Freitag eine Zusammenkunft zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften festsetzen können und nicht erst das Schiedsgericht für den 17. Februar, also volle 10 Tage später anzuberaumen, diese Theorie riecht stark nach Verschleppung und mahnt zur besonderen Vorsicht, sich durch Nachgiebigkeit nicht der realen Mittel zu begeben.

In der Presse kommt auf einmal immer wieder zum Ausdruck „Oberschlesien gleicht einem Vulkan" und es werden Dinge verbreitet, die gewiß für die Ausrufung des Generalstreiks nicht gerade förderlich sind. Wir sehen diesen Vulkan nicht, und es wäre auch gewerkschaftlicherseits notwendig, eine kathegorische Erklärung abzugeben, daß man mit dem Streikbeschluß keinerlei politische Intentionen verbinden will und mag. Das der Regierungsapparat in Oberschlesien jeder Beschreibung spottet, braucht nicht betont zu werden. Es ist dies aber weder mit dem Generalstreik in Verbindung zu bringen, noch wird er durch ihn behoben und beseitigt, solange das System selbst bleibt. Allerdings wollen wir nicht verhehlen, daß es eben dieses System Grazinski ist, welches die Gegensätze in Oberschlesien verschärft hat, weniger im deutschen als im polnischen Lager. Aber wir müssen es auf das Entschiedenste ablehnen, irgendwie den Wojewoden Grazynski mit dem Lohnkampf der Bergarbeiter in Verbindung zu bringen. Wenn jemand aber für diesen Beschluß mit verantwortlich gemacht werden kann, so ist es der Arbeitsinspektor Gallot, der sich in keiner Beziehung seiner Aufgabe gewachsen gezeigt hat und jedenfalls den sozialen Verhältnissen in Oberschlesien nicht gewachsen ist, zuviel mit den Unternehmern kokettiert. Wir haben seine Arbeiten bei der Durchführung des Achtstundentages immer mit Anerkennung unterstrichen, aber sein Verhalten in verschiedenen Lohnkämpfen ist einfach für die Gewerkschaften nicht tragbar; umso weniger, wenn man sich der Mittel bedient, die Gewerkschaften gegeneinander auszuspielen.

Zu dem Thema „Generalstreik in Oberschlesien" ließe sich ja noch manches sagen, aber die Abrechnung mit den anderen Gewerkschaftsrichtungen wollen wir erst nach der Entscheidung vornehmen, nichts wäre unangebrachter, als in der Kampfesstunde Sonderinteressen zu vertreten. Nicht wir, die nur das öffentliche Leben im Spiegel der Zeit wiederzugeben haben, haben das Wort, sondern die Gewerkschaften und der Betriebsrätekongreß werden zu entscheiden haben. Wir haben zu den Betriebsräten das grenzenlose Vertrauen, daß sie sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen werden, denn schließlich sind die Gewerkschaften nur das ausführende Organ. —ll.



Umgruppierung bei Sarotti

An die Stelle des aus dem Vorstande der Sarotti-A. G. ausscheidenden Herrn Kanold tritt Herr Riggenbach (im Bilde) von der Deutschen A. G. für Nestle-Erzeugnisse, die den Sarotti-Aktienbesitz des Herrn Kanold erworben hat und dementsprechend in den Aufsichtsrat der Sarotti-A. G. eintritt.

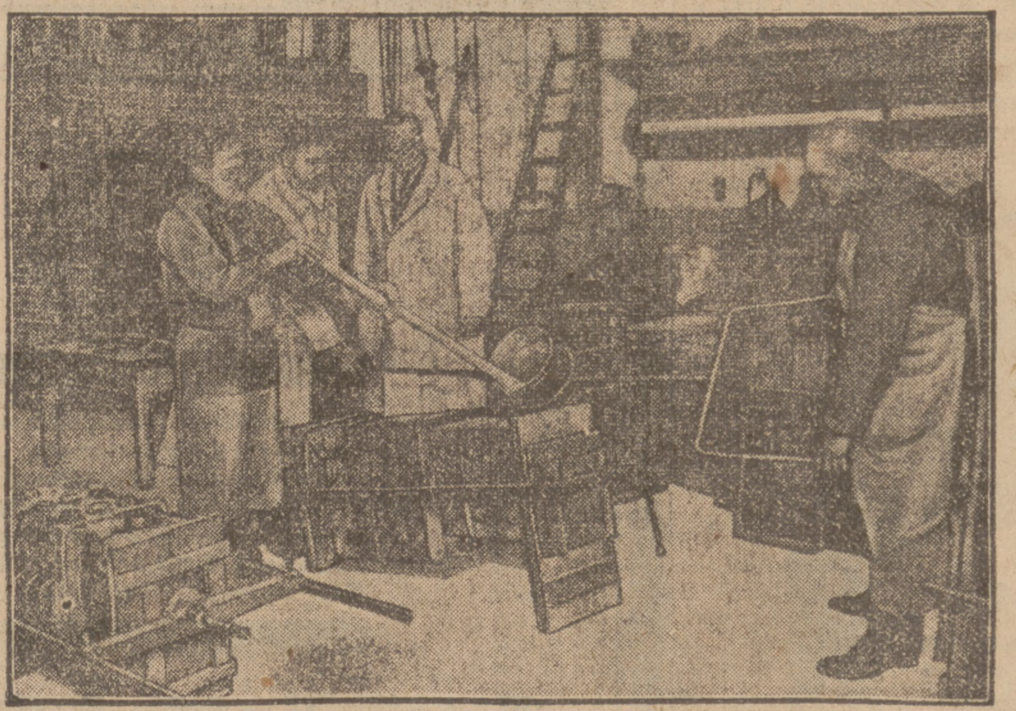
Lebensstandard der Lohnarbeiter und Volkswohlstand

Der Automobilfabrikant Henry Ford, wohl der erfolgreichste Privatindustrielle in der Geschichte der kapitalistischen Wirtschaft, hat bekanntlich in der Lohnfrage Anschauungen, die den im Unternehmerlager allgemein üblichen stracks zuwiderlaufen. In seinem Buche „Mein Leben und mein Werk" sagt er zu diesem Problem: „Im Laufe der Jahre habe ich ziemlich viel in der Lohnfrage gelernt. Vor allem glaube ich, daß, abgesehen von allem andern, unser eigener Absatz bis zu einem gewissen Grade von den Löhnen, die wir zahlen, abhängig ist. Sind wir imstande, hohe Löhne auszuschütten, wird auch mehr Geld ausgegeben, das dazu beiträgt, Ladeninhaber, Zwischenhändler, Fabrikanten und Arbeiter anderer Industriezweige wohlhabender zu machen, und ihre Wohlhabenheit wird auch auf unsern Absatz Einfluß haben. Der höchste bisher gezahlte Lohn ist immer noch lange nicht hoch genug. Unsere Volkswirtschaft ist noch nicht genügend durchorganisiert und ihr Ziel ist noch zu unklar, um mehr als nur einen Bruchteil der Löhne zahlen zu können, der eigentlich gezahlt werden müßte. Hier gibt es noch viel Arbeit zu verrichten. Das Herabdrücken der Löhne ist die leichteste und gleichzeitig die liederlichste Arbeit, um einer schwierigen Situation Herr zu werden, von der Inhumanität ganz zu schweigen. Würde ich vor die Wahl gestellt, entweder die Löhne zu drücken oder die Dividende abzuschaffen, ich würde, ohne zu zögern, die Dividende abschaffen. Allerdings ist diese Wahl nicht wahrscheinlich, denn, wie bereits erwiesen, lassen sich durch niedrige Löhne keine Ersparnisse erzielen. Löhne zu reduzieren ist schlechte Finanzpolitik, da zugleich auch die Kaufkraft reduziert wird. Ein arbeitsloser Arbeiter scheidet als Konsument aus. Er kann nichts kaufen. Die Kaufkraft eines unbezahlten Mannes ist herabgedrückt. Geschwächte Kaufkraft verursacht Geschäftsdepression. Das Heilmittel für geschäftliche Depressionen liegt in der Hebung der Kaufkraft, und das Kräftereservoir für die Kaufkraft sind die Löhne. Niedrige Löhne werden weit rascher zum Zusammenbruch des Geschäftsverkehrs als der Arbeiterschaft führen. Beschneidet man die Löhne, so beschneidet man die Zahl der eigenen Kunden. Teilt ein Fabrikbesitzer seinen Wohlstand nicht mit jenen, die diesen Wohlstand schaffen helfen, dann wird gar bald nichts mehr zum Verteilen vorhanden sein. Das Mittel, einer drohenden Depression Halt zu gebieten, besteht in Beschneidung der Preise und Erhöhung der Löhne."

So urteilt ein Unternehmer über die Zusammenhänge von Wirtschaftsentwicklung und über die Lohnfrage. Den Ansichten kann der übergroße Durchschnitt der deutschen Unternehmer, zum Schaden der deutschen Wirtschaft, leider noch kein Verständnis abgewinnen.

Gil und sein Gesetz gegen die Arbeiter

In seinem Bestreben, die in der Verfassung festgelegte Arbeitsgesetzgebung zu Fall zu bringen, hat der provisorische Präsident von Mexiko, Gil, ein Arbeitsgesetz ausgearbeitet, on dessen baldiger Annahme ihm begreiflicherweise sehr viel gelegen ist. Er hat deshalb, Berichten aus Mexiko zufolge, eine spezielle Session des Parlaments anberaumt, die die Vorlage durchpeitschen soll.



Eine Erzgießerei

befindet sich in der Berliner Kunsthochschule, in der das Studium der Erzbildnerei auf handwerklicher Basis betrieben und die Schaffung einer Skulptur vom Legieren und Schmelzen des Metalls bis zum Ziselieren, Montieren und Platinieren des fertigen Werkes gelehrt wird. — Unser Bild zeigt das Ausgießen von 30 Kilogramm flüssigen Erzes in die fertigen Formkästen mit den Figurenformen, in denen die Bronze erstarrt.

Green, Arbeitsminister?

Dem „International Labor News Service“ zufolge nimmt man in gutunterrichteten Kreisen in Amerika allgemein an, daß der Arbeitsminister des Kabinetts Hoover direkt aus den Kreisen der Gewerkschaftsbewegung gewählt werden wird. Als Kandidaten werden bereits Green, Präsident des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes, und W. L. Hutcheson, vom Holzarbeiterverband, genannt.

Sommerschule in England

Unter der Leitung des Generalrates des Britischen Gewerkschaftsbundes wird in den zwei Wochen, die mit dem 6. Juli beginnen, im Ruskin College in Oxford eine Sommerschule abgehalten werden. Es sollen speziell Fragen zur Behandlung gelangen, die die praktische Tagesarbeit von Gewerkschaftsbeamten betreffen. Generalsekretär Citrine wird Vorträge halten über die Stellung der Gewerkschaften innerhalb der modernen Industrie sowie über die Zukunft der Gewerkschaftsbewegung. Der bekannte Spezialist in gewerkschaftlichen Rechtsfragen, Sir Henry Slesser, wird über Gewerkschaftsrecht sprechen. Weiter werden zur Behandlung gelangen: Unfallversicherung, Lohnfestsetzung, Schiedsgerichtsbarkeit und Schlichtungswesen (Pugh), Fabrikinspektion, gewerkschaftliche Verwaltungsarbeit usw. Die Schule steht Männer und Frauen offen. Das Kursgeld beträgt 52 sh 6 d.

Wirtschaftsrat in Finnland

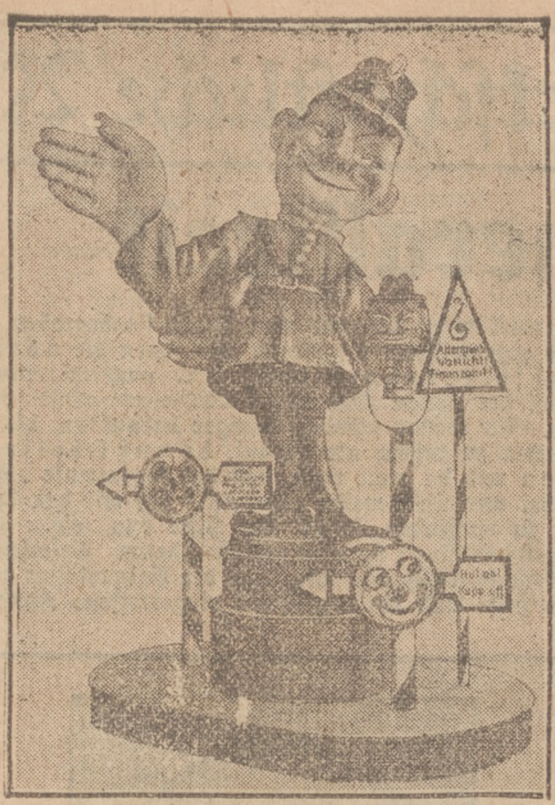
Seit einiger Zeit gibt es nun auch in Finnland einen Wirtschaftsrat, der von der Regierung zur Prüfung der Wirtschaftslage und zur Festlegung der Wirtschaftspolitik Finnlands eingesetzt wurde. In dem Rat sind die Behörden, die Bankwelt, die Industrie, die Schiffahrt, die Landwirtschaft, die Genossenschaften und die Arbeiterbewegung vertreten.

Die australische Regierung faschistenfreundlich

Bekanntlich ist die Einfuhr russischer Literatur in Australien verboten. Daß es sich dabei nicht um die Fernhaltung extremistischer Einflüsse überhaupt handelt, zeigt die Tatsache, daß das Erscheinen von drei scharfmacherischen Faschistenblättern wohl erlaubt ist. Hingegen hat die antifaschistische Liga nicht die Möglichkeit, ihr Organ herauszugeben oder mit dem Auslande antifaschistische Literatur auszutauschen. Da alle diese Maßnahmen direkt von der Stellungnahme des Ministerpräsidenten abhängig sind, kann man sagen, daß der „demokratische“ Ministerpräsident Australiens sich ganz offen als Faschist aufspielt.

Zwangsarbeit und Vertretung auf der Internationalen Arbeits-Konferenz

Die vom Internationalen Gewerkschaftsbund eingeleiteten Schritte zugunsten der Ernennung von Eingeborenen der verschiedenen Kolonien usw. als Delegierte und Sachverständige zur Behandlung der Frage der Zwangsarbeit auf der nächsten Internationalen Arbeitskonferenz hat ein weiteres günstiges Resultat gezeitigt: die holländische Regierung hat auf Ersuchen der Landeszentrale ihre Zustimmung zur Heranziehung eines Eingeborenen als Sachverständigen gegeben.



Ein lächelnder Verkehrsschutzmann

ist zum Karneval im Vorraum der Mainzer Stadthalle aufgestellt worden. Leider gibt es Verkehrsschilder, wie er sie um sich her aufgebaut hat, mit den Aufschriften: „Für Banausen, Philister und Mucker gesperrt!“ — „Allergrößte Vorsicht! Finanzamt!“ — „Hut ab! Kapp (Narrenkappe) uff!“ nur im Fasching.

Aussperrung und Mitgliederzahlen

Trotz Arbeitslosigkeit und eingeschränkter Erwerbstätigkeit sind die Mitgliederzahlen des Deutschen Metallarbeiterverbandes durch die aufrüttelnde Wirkung der Aussperrung in der Eisenindustrie Nordwestdeutschlands noch immer im Steigen begriffen. Im vierten Quartal 1928 betrug die Zunahme 35 000. Der Deutsche Metallarbeiterverband zählt nun 942 000 Mitglieder.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, den 12. Februar, findet im Saale des Hotel „Zentral“ um ½8 Uhr ein Vortrag des Gen. Gorny über „Republik und Monarchie“ statt. Zu diesem höchst aktuellen Thema ist trotz der Kälte zahlreiches Erscheinen aller Mitglieder in ihrem eigenen Interesse dringend erforderlich.

Friedenshütte. Am Freitag, den 15. d. Mts., findet wie immer ein Vortragsabend statt. Gen. Karg spricht über „Elektrizität“. Da dieses Thema für die Fachkollegen lehrreich ist, ist starke Beteiligung erwünscht.

Versammlungskalender

Königshütte. (Sozialistische Jugend.) Am Sonntag, den 10. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, findet im Jugendheim unsere Generalversammlung statt. Jugendgenossen! erscheint pünktlich und zahlreich.

Königshütte. (Arbeiterwohlfahrt.) Am Dienstag, den 12. Februar, abends 7 Uhr, findet im Volkshaus eine wichtige Vorstandssitzung statt. Sämtliche Vorstandsmitglieder werden ersucht, pünktlich zu erscheinen.

Friedenshütte. (D. M.-V.) Am Mittwoch, den 13. Febr., abends 6 Uhr, findet in Friedenshütte bei Smiatek eine Mitgliederversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes statt. Die Kollegen werden gebeten, recht zahlreich zu dieser Versammlung zu erscheinen.

Eichenau. (Bergarbeiter.) Am Sonntag, den 10. Februar, nachmittags 3 Uhr, findet eine sehr wichtige Vorstandssitzung statt. Alle Vorstandsmitglieder werden ersucht, pünktlich zu erscheinen. Lokal Achtelik.

Janow. (Freidenker.) Am Sonntag, den 10. dieses Monats, vormittags 10 Uhr, findet beim Herrn Koterba in Janow eine Mitgliederversammlung der Freidenker und Feuerbestattung statt. Da wichtige Sachen auf der Tagesordnung sind, ist vollzähliges Erscheinen der Mitglieder erwünscht. Gäste willkommen.

Myslowitz. Am Sonntag, den 10. d. Mts., nachm. 5 Uhr, findet wie gewöhnlich im bekannten Lokal unsere Gesangprobe statt. Anschließend daran die übliche Monatsversammlung. Um möglichst rege Beteiligung aller Sangesbrüder und -Schwestern wird gebeten, da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“ Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita“, naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.